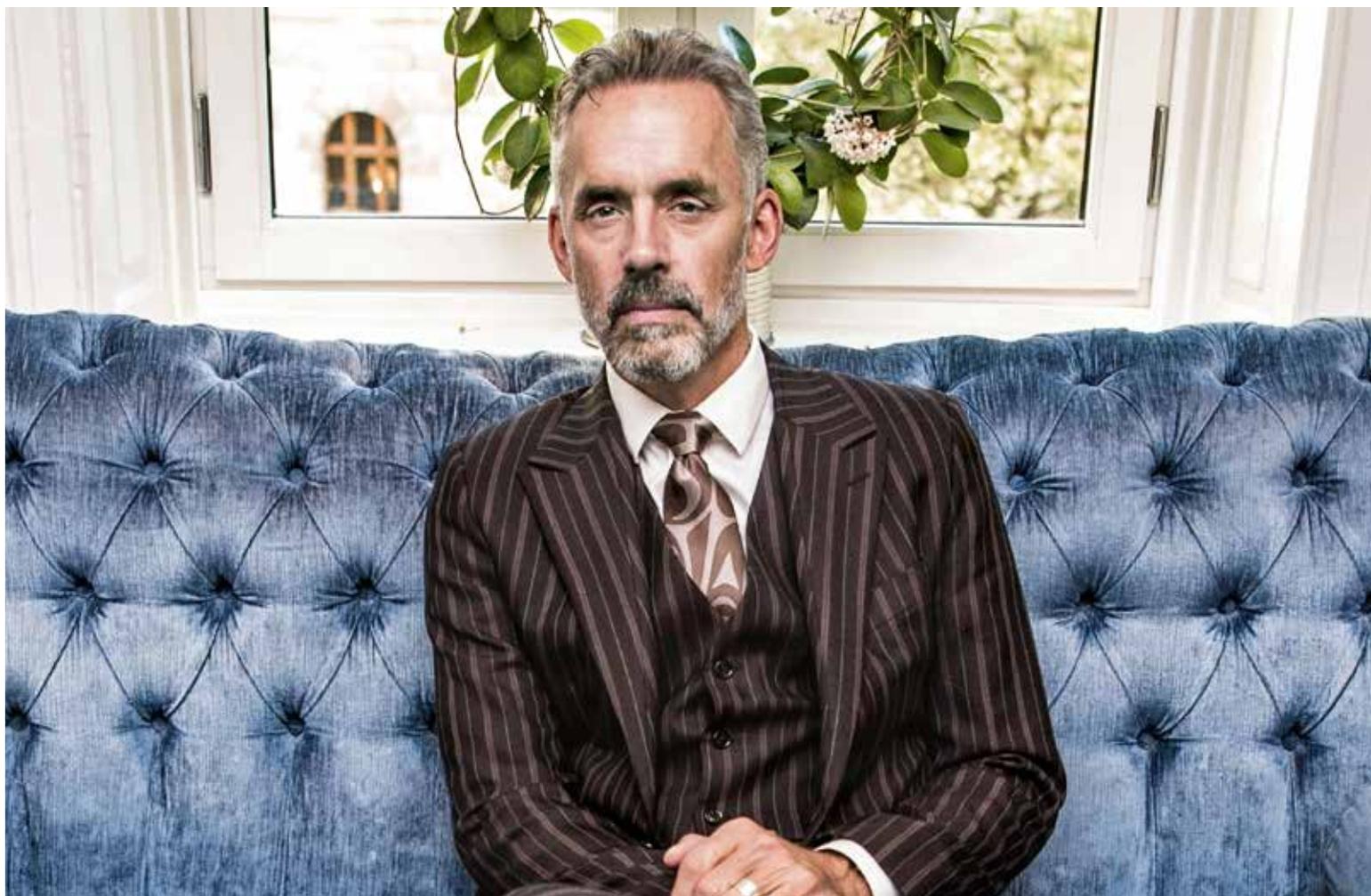


Ikonen: Ruth Bader Ginsburg, Chantal Jouanno, Sandra Oh

Nummer 2 – 10. Januar 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Leben ist Leiden und Kampf

Was taugen die Rezepte von Jordan Peterson? *Von Erik Ebnetter*

Plus: Miss America *Kirsten Haglund* interviewt den Star-Intellektuellen.

Schweiz ohne Schweizer

Ausländer und Doppelbürger sind bald in der Mehrheit. *Von Philipp Gut*

Kunst der Lüge

Fall Menasse: Wenn der Zweck die Fälschung heiligt.

Von Rico Bandle

4 194407 006904 02

EU-Serie
Der «Hitler vom Nib»
und der Traum
vom Frieden

BODENHEIZUNG ÜBERPRÜFEN – ÄRGER VERMEIDEN

Nach 30 Betriebsjahren empfiehlt sich dringend eine vorbeugende Zustandsanalyse der Bodenheizung. Mit dem HAT-System bieten wir Ihnen die nachhaltige und bewährte Problemlösung an – seit 20 Jahren.

Bodenheizungen halten nicht ewig

Bodenheizungen sind bei uns sehr beliebt, weil sie einen hohen Komfort ausstrahlen. Doch sie halten nicht ewig. Gewisse Bereiche im Haus werden vielleicht nicht mehr so warm wie früher und die Räume lassen sich nicht wie gewünscht einregulieren. Dann ist es Zeit für eine gründliche Analyse. Nach 30 Jahren besteht die Gefahr, dass die Rohre Ihrer Bodenheizung deutliche Alterserscheinungen aufweisen. Denn die in Böden verlegten, wasserführenden Leitungen sind äusseren Einflüssen ausgesetzt. Sauerstoffdiffusion und Temperaturschwankungen führen dazu, dass das Rohrmaterial in Mitleidenschaft gezogen wird. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Wenn Sie nichts unternehmen, besteht die Gefahr eines Kollapses. Vor allem betroffen sind Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Neuere Bodenheizungsrohre hingegen haben einen Aluminiumkern und lassen dadurch kaum Sauerstoffeintrag zu.

Kalte Füsse. Wie weiter?

Wenn Sie mit ersten negativen Anzeichen konfrontiert sind, lohnt es sich, einen Fachmann hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass Ihre Anlage vor Ort genauestens untersucht wird. Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten interpretiert werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse wissen Sie Bescheid, wie es wirklich um Ihre Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige hundert Franken zu realisieren.

Wie behebe ich die Probleme?

Früher gab es für marode Bodenheizungen nur eine Lösung – den Totalersatz. Seit 1999 ist aber eine schonende und dennoch nachhaltige Alternative auf dem Markt. Die Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung namens HAT-System. Das Originalverfahren aus dem Hause Naef GROUP schützt alte Bodenheizungen nachhaltig, und dies ganz ohne Baustelle. Immer häufiger werden auch simple Spülungen und Reinigungen angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit die Probleme, gerade bei alten, einfachen Kunststoffsystemen nicht behoben werden. Im besten Fall wird der Fortschritt der Verschlammung etwas eingedämmt. Das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – wird dadurch nicht nachhaltig behoben.

Sanieren mit dem Original

Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung dagegen nachhaltig saniert. Das ist massiv aufwändiger im Einsatz als einfache Reinigungsmethoden. Dank der Innenbeschichtung, welche nach DIN 4726 Norm diffusionsdicht ist, entsteht im alten Rohr eine Schutzschicht, welche die Alterung stoppt. Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Fussbodenheizungen der ersten Generation gemäss DIN 4726 Norm diffusionsdicht macht. Wenn Sie also eine nachhaltige Erweiterung der Lebensdauer Ihrer Bodenheizung mit 10-jähriger Garantie wünschen, kontaktieren Sie uns. Vorab empfehlen wir Ihnen immer unsere umfassende Zustandsanalyse.



Das HAT-System ist seit 1999 im Einsatz.

ZUSTANDSANALYSE

Jetzt vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird durchgeführt von einem Spezialisten der Naef GROUP, HAT-Tech AG, bei Ihnen vor Ort für nur **CHF 390.-**. Die Analyse beinhaltet eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich bin interessiert an einer Zustandsanalyse.

Name

Vorname

Strasse

PLZ/Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, Januar 2019



Talon bitte einsenden oder anrufen:

Naef GROUP, HAT-Tech AG,
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach
E-Mail: info@naef-group.ch
Tel.: 044 786 79 00
Fax: 044 786 79 10



Exklusives Gespräch: Journalistin Haglund.

Er ist das Schreckgespenst der Feministen: Der kanadische Psychiater und Bestsellerautor Jordan Peterson seziert in seinen öffentlichen Auftritten die Mythen der Gender-Theorie und der politischen Korrektheit. Mit seiner Botschaft mobilisiert er weltweit Millionen. Auch hierzulande hat Peterson eine grosse Anhängerschaft. Sein erster Auftritt in der Schweiz, der am 19. Januar im Volkshaus stattfindet, war im Nu ausverkauft. Erik Ebneter analysiert das Phänomen Jordan Peterson, und die frühere Miss America, Kirsten Haglund, interviewt den intellektuellen Weltstar exklusiv für die *Weltwoche*. **Seite 14**

Was für die Abfahrer die legendäre Streif in Kitzbühel ist, ist für die Riesenslalomfahrer das Chuenisbärgli in Adelboden: die anforderungsreichste und spektakulärste Strecke im Ski-Weltcup – und ein Wirtschaftsfaktor für die ganze Region. An zwei Tagen werden am kommenden Wochenende rund 40 000 Zuschauer im 3300-Einwohner-Dorf erwartet. Der Gesamtumsatz beträgt 7,5 Millionen Franken, die Wertschöpfung für die ganze Region 10 Millionen. Unser Reporter Thomas Renggli ist der Faszination der berühmtesten Kuhweide des Wintersports nachgegangen und erklärt, weshalb hier nur die besten Skifahrer gewinnen können. Seine Quintessenz: «Wenn du es in Adelboden schaffst, kannst du es überall schaffen.» **Seite 42**

Sercan T. (24) und Kevin Z. (25) teilen ein ähnliches Schicksal: Sie sind als Secondos in der Schweiz aufgewachsen, beide haben keinen Berufsabschluss, wurden im Umfeld einer Moschee radikalisiert und sind 2015 in den Dschihad gezogen. Sercan T. wartet heute in einem Bagdader Gefängnis auf den Vollzug seines Todesurteils, Kevin Z. wurde kürzlich in Marokko verhaftet, weil er indirekt an der Enthauptung von zwei skandinavischen Touristinnen im Atlasgebirge beteiligt gewesen sein soll. Aufgrund von Protokollen der irakischen und der marokkanischen Justizbehörden skizzieren die Islam-Kennerin Saïda Kel-

ler-Messahli und Redaktor Alex Baur den Werdegang der jungen Secondos aus Genf und Arbon. Die involvierten Moscheen müssen sich die Frage gefallen lassen, ob sie wirklich keine Möglichkeit hatten, die Irrläufer zu stoppen. **Seite 32**



Beschleuniger: Unternehmer Stockhausen.

Vorsichtshalber mit dem Zug fuhr Wirtschaftsredaktor Florian Schwab letzte Woche nach Hergiswil im Kanton Nidwalden. Auf dem Programm stand nämlich ein Rendezvous mit einer alkoholischen Erfindung: Der deutsche Unternehmer Dolf Stockhausen hat ein neues Verfahren entwickelt, das den langjährigen Ausbau von Spirituosen in Holzfässern ungeheuer beschleunigt. Die anfängliche Skepsis des Journalisten verflog bei der Degustation rasch. Erfinder Stockhausen entpuppte sich an dem Treffen als kreativer Kopf mit vielen guten Ideen und einer facettenreichen Biografie, auch ausserhalb des Alkohol-Business. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Schlagfertig: Chantal Jouanno. Seite 44



Legende des Skisports: Chuenisbärgli. Seite 42



«Der Sinn der jüdischen Religion ist es, glücklich zu sein.»

Familie Lipschitz: Seite 38

Titelgeschichte

- 14 **Jordan Peterson** Sein Denken zieht Millionen Menschen in den Bann
- 17 «Viele Gründe für Optimismus» Interview mit dem Starpsychologen

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentar Weg mit dem Zwang
- 8 Banken Schweizer Chef
- 8 Kulinarik Für Angeber und Marxisten
- 9 Eilmeldung Prügel und Sprengsätze
- 10 **Kopf der Woche** Ruth Bader Ginsburg: Superheldin der Justitia
- 20 **Essay der Woche** Wir sind alle schön!
- 24 Mörgeli Die SP macht auf SVP
- 24 **Bodenmann** Schluss mit Auto-Überfremdung
- 25 Medien Schimpfwort «Qualitätsmedien»
- 25 Die Deutschen Noch grüner

Inland

- 28 **Helden der Gegenwart** Brisante Zahlen zu Doppelbürgern
- 32 **Von der Moschee in die Todeszelle** Der Fall des türkischen Secondos Sercan T. aus der Ostschweiz
- 33 **Islamismus** Genfer Dschihadist Kevin Z.
- 34 **Altlasten der Neuen** Bundesrat: Wer was zu tun hat

- 35 Edelweisshemd Verbot durch eine Lehrerin in Erlach
- 36 **Nivellierung nach unten** Sozial ungerechtes Bildungssystem?
- 37 **Unter EU-Flagge** Wirtschaftsanwalt Jean Russotto

Ausland

- 11 **Inside Washington** «Motherfucker»
- 44 **Chantal Jouanno** Macrons Karatekämpferin
- 46 **Unter aller Kritik** Gegenrede von Sergei Garmonin
- 47 **Auf Rollbändern durchs Mausoleum** Zu Besuch in Pjöngjang
- 48 **Traum vom Frieden** Serie über die Anfänge der EU (Teil 2)
- 52 **Brief aus Berlin** Wunschkonzert der Fakten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Flucht in die Selbständigkeit** Arbeitnehmer über fünfzig
- 40 **Dolf Stockhausen** Der frühere Clariant-Manager und der Whisky

Kultur & Gesellschaft

- 22 **Unmögliches Boulevardblatt** 60 Jahre *Blick*
- 38 **Liebe auf Jüdisch** Wie Hochzeiten strenggläubiger Juden funktionieren
- 42 **Mythos Chuenisbärgli** Wo der Föhn intensiver bläst
- 54 **Ikone der Woche** Sandra Oh

- 56 **Robert Menasse** Fake News vom preisgekrönten Autor
- 58 **Der Teufel, der ihn verfolgte** Claude Cueni über seinen Vater
- 59 **Bühne** Mord im Chalet

Rubriken

- 7 **Im Auge** Dr. Alan Scott
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Pio Corradi
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Wirkstoff gegen Korruption
- 60 **Kino** «Capharnaüm»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Woody Shaw
- 62 **Thiel** Klimapolizei
- 62 **Namen** Pressescheue Milliardäre
- 62 **Fast verliebt** Spiegeln, Spiegeln
- 63 **Unten durch** Neue Hosen
- 64 **Wein** Hochadel in Portugal
- 64 **Salz & Pfeffer** Hervorragend einfach
- 65 **Auto** Jaguar I-Pace
- 66 **Tamaras Welt** Assistenten der Unterdrücker

Digitalisierung

Die digitale Welt ist eine gute Welt.

Von Roger Köppel

Noch steckt die Schweiz nach der grossen Weihnachtsparty in der Ausnüchterungszelle. Man erholt sich gut gelaunt bei dichtem Schneefall bis in die Niederungen, mit Sicherheit eine Folge der Klimaerwärmung, von den substanzzehrenden Feiertagen im Kreis der Familie.

Hinter uns liegen zehn Jahre Hochkonjunktur und erbauliche Diskussionen über Windenergie, Ökosteuern, Frauenquoten, Hornkühe und andere lustige Themen, die sich zwingend immer dann auf die Agenda schieben, wenn es einem reichen Land zu gut geht.

Langsam, langsam kriecht die Realität zurück.

In Deutschland plünderte eben ein 19-jähriger Hacker Hunderte Privatdateien der linksmittigen Polit- und Medienprominenz. Als Motiv gab er an, «aus Verärgerung über öffentliche Aussagen» dieser Leute gehandelt zu haben.

Die Entrüstung hält sich in Grenzen. Irgendwie kommt heimlich sogar Freude auf. Es ist doch grossartig, dass selbst mächtige Staaten von einem Teenager, der sich über verlogene Prominente ärgert, so mühelos überlistet werden können. Digitalisierung ist die Waffe der Kleinen gegen die Grossen.

Worauf müssen wir uns einstellen?

Nichts gegen Digitalisierung. Die neuen Technologien schaffen Transparenz und erweitern den internationalen Wettbewerb. Alles, was sich nicht durch Leistung rechtfertigt, kommt unter Druck. Pfründen, Privilegien, Vorteile in der geschützten Werkstatt fallen dahin, schmelzen weg.

Für die reichen Industriestaaten steht einiger Wohlstand auf dem Spiel. Weltweit betrachtet, wird die Digitalisierung Umverteilung durch Leistung, eine Demokratisierung des Wohlstands bringen. Ganze Kontinente, die bis jetzt abseits waren, können ihr Potenzial auf die Marktplätze tragen.

Ist das so ungerecht?

Protektionismus, der Aufstand gegen die Wirklichkeit, ist der falsche Weg. Der Versuch, Wohlstand zu konservieren, anstatt ihn unter veränderten Bedingungen zu erarbeiten, wird den Wohlstand vernichten.

Digitalisierung heisst konkret, dass die Inder oder die Vietnamesen ihre Kreativität und ihre Arbeitskraft viel leichter und viel billiger, also kundenfreundlicher, anbieten können.

Digitalisierung heisst auch, dass der Kunde mehr weiss, dass der Bürger besser informiert ist.

Digitalisierung bedeutet schliesslich, dass sich Unternehmen und Regierungen mehr anstrengen müssen.

Digitalisierung wird unendlich mehr für die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas tun als sechzig Jahre fruchtlose staatliche Entwicklungshilfe.

Kürzlich hatte ich eine Diskussion mit einem Unternehmer, der mir sagte, die digitale Revolution werde den Staat mit unvorstellbaren Machtmitteln ausstatten. Wir seien ausgeliefert. Niemand könne sich mehr verstecken.

Mag sein. Aber die digitalen Informationstechnologien machen gleichzeitig auch die Menschen mächtiger, indem sie ihnen mehr Wissen und mehr Auswahl geben.

Transparenz, Informationsfluss, grenzübergreifende Vernetzung: Die Staaten werden es schwerer haben, ihre Bürger zu beherrschen, sie zu steuern, sie zu manipulieren und zu belügen. Die alten Meinungs- und Herrschaftsmonopole bröckeln längst.

Am besten aufgestellt sind Staaten, die bereits heute die Bürger ins Zentrum stellen, Macht möglichst weit unten ansetzen. Die Schweiz ist so ein Staat. Die direkte Demokratie ist die Staatsform der digitalen Zukunft. Unabhängig, aber weltoffen, föderalistisch vielfältig, freundlich nach allen



Wankende Eliten: gilets jaunes ...



... «Züriputsch», 1839.

Seiten, ohne irgendwo anzudocken: Die Schweiz ist die Verwirklichung dessen, was die Bürger anderer Staaten im Gefolge der Digitalisierung erst fordern werden.

Schlecht positioniert ist die Europäische Union in ihrer heutigen Form. Ihr Demokratiedefizit drückt in transparenten digitalen Zeiten immer krasser durch.

Dunkle Entscheide von oben, kaum überblickbare Zuständigkeiten, Befehle einer wankenden Elite: Kein Wunder, ist die EU-Skepsis europaweit so gross. Man sieht und weiss inzwischen zu viel.

Früher war es leichter, unerwünschte, kritische Meinungen wegzudrücken, Dissidenten und Andersdenkende zu isolieren; die wenigen etablierten Medien durch Machtzugang gefügig, zahm zu machen. Die neue digitale Öffentlichkeit ist freier, extremer, ehrlicher.

Die digitale Welt ist heller. Das ist eine gute Nachricht für echte Leistungsträger, aber eine Hiobsbotschaft für ScheinELITEN, die werden künftig noch schneller entlarvt.

Eine Vermutung: Wir werden bald mehr direkte Demokratie in Europa haben. Die Unzufriedenheit ist enorm. Sie hat neue Parteien hochgespült, die mehr Demokratie nach Schweizer Vorbild wollen.

Natürlich sind da unter den Neuen immer auch ein paar schummrige Figuren, aber mehr richtige Demokratie ist eine Forderung der Stunde, wohin man sieht.

Ob es gelingt? Schwer zu sagen. Die alten Monarchien und Obrigkeitsstaaten Kontinentaleuropas haben ihre eigenen, anderen Traditionen, aber es gibt faszinierende Parallelen.

Nehmen wir die *gilets jaunes* in Frankreich. Sie protestieren seit Wochen gegen Zentralismus und städtische Arroganz. Sie fordern, unter anderem, direkte Demokratie.

Vor exakt 180 Jahren marschierten eine Art Gelbwesten auch in der Schweiz, am «Züriputsch» von 1839. Die Motive waren ähnlich. Von Pfäffikon aus marschierten die Unzufriedenen in die Hauptstadt, um die urbanen Zentralisten zu stürzen.

Es kam zu Scharmützeln auf dem Paradeplatz, wo heute die Banken stehen. Die Gelbwesten, Hillary Clinton hätte sie «deplorables» genannt, siegten. Aus ihrem Aufstand gingen die demokratische Bewegung und die direkte Demokratie hervor.

Die digitale Welt ist eine gute Welt.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Roger Köppel

EU-Druck und Migration

Schweizer Wohlstand in Gefahr



Mit anschliessender Diskussion

Samstag, 12. Januar 2019, 11.00 Uhr
Hotel «Renaissance»,
Turbinenstrasse 20, 8005 Zürich

**Kostenpflichtige Parkplätze vorhanden. Tram 4 bis Haltestelle «Technopark»,
Busse 33 und 72 Haltestelle bis «Bahnhof Hardbrücke».**

Eintritt frei. Jedermann ist herzlich eingeladen.
Türöffnung: 10.15 Uhr

Weg mit dem Zwang

Von Christoph Mörgeli — Früher konnte eine Krankheit die Menschen finanziell ruinieren. Heute tut dies das Bezahlen der Prämien.

Auf dem aktuellen CS-Sorgenbarometer stehen die Krankenkassenprämien gleich hinter der Altersvorsorge. Laut zugehöriger Erklärung hat das Thema Gesundheit/Krankenkassen gegenüber dem Vorjahr mit einem Plus von 15 Prozentpunkten am meisten zugelegt. Uns Menschen beschäftigt das Naheliegende. Und so stehen weder die globalen Migrationsströme noch die Klimaerwärmung oder die EU-Frage zuoberst auf dem helvetischen Sorgenbarometer. Sondern zwei Probleme, die wir innenpolitisch lösen sollten, aber seit vielen Jahren vor uns herschieben.

Die jährlichen Krankenkassenprämien überschreiten selbst beim Mittelstand locker einen Monatslohn. Wenn sich Familie Schweizer aber keine Ski- und Badeferien mehr leisten kann, wird die Situation ernst. CSS, Helsana, Swica, Concordia oder Sanitas statt Wengen, Sörenberg, Mallorca, Kos oder Dubai? Da hört der Spass auf. Die meisten Politiker sind denn auch überzeugt, dass das Trauerspiel der Prämienentwicklung zu einem wichtigen Thema im eidgenössischen Wahlkampf vom 20. Oktober werden dürfte.

Das Schweizer Gesundheitssystem ist in Sachen Finanzierung alles andere als gesund. Früher dienten die Krankenkassen dazu, dass die Menschen im Krankheitsfall nicht in Not gerieten. Heute geraten die Menschen wegen des Bezahls der Prämien in Not. Mit Ausnahme der SVP haben 1994 alle Parteien die Einführung einer einheitlichen, obligatorischen und flächendeckenden Krankenversicherung unterstützt. Wer im Abstimmungskampf behauptete, dies würde die Prämien dramatisch ansteigen lassen, musste sich als Lügner beschimpfen lassen. In Tat und Wahrheit haben sich die Krankenkassenprämien seit 1996 verdoppelt. Gegen ein Drittel der Bevölkerung bezieht staatliche Prämienverbilligungen.

Nichts als Pflasterli-Politik

Wer heute frühere Aussagen der verantwortlichen SP-Bundesrätin Ruth Dreifuss liest, empfindet Donald Trump in Sachen Fake News geradezu als Waisenknaben. Dreifuss kommentierte 1998 die Prämien im *Blick* wie folgt: «Die Kostenentwicklung flacht ab von Jahr zu Jahr.» 1999 meinte sie: «Unsere Massnahmen zur Kostendämpfung greifen jedes Jahr besser.» Um 2001 zu behaupten: «Die Kostenentwicklung ist, was die Preise betrifft, weitgehend unter Kontrolle.» Und wie nahm ihr Nachfolger Pascal Couchepin (FDP) seine Verantwortung



Uns Menschen beschäftigt das Naheliegende.

wahr? Er sagte: «Die Prämien erhöhungen werde ich im Gegensatz zu Ruth Dreifuss nicht selber bekanntgeben.» Dies sei nämlich Sache der Versicherungen.

Die Diagnose ist einfach: Unser Gesundheitssystem bietet kaum Anreize zur Selbstverantwortung. Die Zwangsversicherung führte zu enormen Problemen zwischen Leistungserbringern und Kostenträgern. Niemand hat wirklich Interesse, die Kosten tiefzuhalten. Die SP drängt auf eine Einheitskasse, wobei die Reichen für die Armen bezahlen sollen. Eine CVP-Volksinitiative verlangt, dass die Prämien nicht stärker steigen dürfen als das Bruttoinlandsprodukt und die Löhne. Die Zürcher SVP fordert, dass die Kosten der obligatorischen Krankenversicherung vollumfänglich vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden dürfen. Derweil will die FDP Fehlanreize abbauen, um künftig Leistungserbringer zu belohnen, die Patienten möglichst effizient behandeln.

Das ist *Pflasterli*-Politik. Ohne Abschaffung des unsinnigen, vertuernden Obligatoriums gibt es keine Rückkehr zur Selbstverantwortung. Und wir können nicht weiter ein System dulden, bei dem jeder Zugezogene und jeder Asylbewerber vom ersten Moment an volle Leistungen erhält, ohne zuvor das Geringste einbezahlt zu haben.

Fake Face



Dr. Alan Scott, Augenarzt.

Hat sie es getan? Und hat auch er sich die Falten wegspritzen lassen? Die Hinterder-Hand-Frage eines beliebten Gesellschaftsspiels, eigentlich überflüssig, denn die Antwort lässt sich ja am Gesicht ablesen: Alabasterhaut, Ballonlippen, eine verräterisch steife Mimik (Zombie-Faktor). Das kosmetische Mittel der ewigen Jugend feiert Jubiläum: Vor dreissig Jahren erteilte die U.S. Food and Drug Administration dem Arzt Dr. Alan Scott die Zulassung für den Wirkstoff Botulinumtoxin. Der kalifornische Doktor behandelte als Augenarzt schielende Kinder mit Mikrodosen des hochgefährlichen Nervengifts, mit eklatantem Erfolg. Zwei Jahre später verkaufte Scott die Rechte an die aufstrebende Pharmafirma Allergan, die mit dem Umsatzrenner Botox mittlerweile Jahreseinnahmen von 2,5 Milliarden Dollar erzielt. Scott sagt, er habe gewusst, dass Botox bei neurologischen Störungen «Wunder bewirken» könne. Er sei «wahrscheinlich ein ganz guter Arzt, aber ein miserabler Geschäftsmann».

Dass Botox Falten glättet, fand Anfang der neunziger Jahre die kanadische Ärztin Jean Carruthers heraus. Als Kosmetikpräparat ist Botox seit 2002 auf dem Markt. Und das war erst der Anfang einer medizinischen Kettenreaktion. Botox erweist sich als Allzweck-Wundermittel: gegen Migräne und starkes Schwitzen, bei versagenden Stimmbändern und Problemen beim Kauen, bei Krämpfen und Ticks, Muskelverspannungen und Blasenblockaden – insgesamt schon bei mehr als neunzig Indikationen. Es regnet Auszeichnungen auf den braven Doc Scott, der weiterhin in der Forschung tätig bleibt. Die Gesichter von Frauen beginnen schon mit 25 Jahren sachte zu altern, bei Männern ungerechterweise später. Er selber sei jetzt 86, kokettiert Scott, und er würde es gerne mit Botox gegen die eigenen Falten versuchen, aber leider sei er dagegen resistent, weil er so lange mit dem Gift gearbeitet habe. Offen bleibt: Stimmt das, oder ist es der lakonische Medizinerhumor eines Menschheitsbeglückers? Peter Hartmann

Schweizer Chef

Von Beat Gygi — Die Nachfolge an der UBS-Spitze ist auch eine Frage der Nationalität.



An den Bürger denken: CEO Ermotti.

Wer soll nach Sergio Ermotti Konzernchef der UBS werden? Über Nachrichtenagenturen wurde soeben die Diskussion über die Nachfolge an der operativen Spitze der Grossbank in Gang gebracht, auch wenn es bis zur Ablösung noch eine Weile dauern dürfte. Als möglicher Kandidat von aussen kam der Österreicher Christian Meissner ins Gespräch. Als interne Namen nennt man etwa den Amerikaner Tom Naratil oder den Deutschen Martin Blessing, des Weiteren Sabine Keller-Busse, sie ist Schweizerin und Deutsche. Moment, was soll überhaupt der Blick auf die Nationalität von Kandidaten?

Das war doch früher, dass der Konzernchef einer Schweizer Bank Schweizer sein musste. Heute geht es für eine grosse Bank in globalisierten Märkten mit Kunden rund um den Globus und international koordinierten Regulierungen doch einfach darum, dass die Manager gut arbeiten und ihr Unternehmen möglichst wertvoll machen, für die Eigentümer wie für die Kunden. Unter den Aktionären dominieren professionelle Investoren mit international beweglichem Kapital, blitzschnell steigen sie bei Firmen ein und aus.

Bankmanager stehen also unter der Kontrolle eines international atomisierten Streubesitzes sowie einer komplexen Regulierung, die ihnen durch zahlreiche Vorschriften viel Verantwortung abnimmt. Das ist eine schwache Aufsicht für eine Grossbank, welche die Marke Schweiz geschäftlich nutzen kann und im Notfall wohl staatlich gestützt würde. Aber wenn der Chef Schweizer ist, wird er beim Entscheiden unwillkürlich auch an Standort und Bürger denken, eher als ein Manager, der mit dem Land nicht verbunden ist.

Für Angeber und Marxisten

Von Andreas Honegger — Spitzenfussballer Franck Ribéry hat ein mit Blattgold eingepacktes Steak für 1200 Euro gegessen. Ist das glänzende Fleischstück seinen Preis wert?

Dass der Spitzenfussballer Franck Ribéry seinen Klub FC Bayern München fast zur Verzweiflung brachte, indem er verbal austrastete und sich damit eine Geldstrafe seines Vereins einhandelte, mag die Fussballwelt bewegen. Uns interessiert weit mehr der kulinarische Auslöser für den Schlagabtausch. Ribéry reagierte auf gereizte Bemerkungen von Fans und Feinden in den sozialen Medien. Die Häme hat sich der französische Fussballstar eingehandelt, weil er in Katar im Restaurant «Nusr-Et» ein in Blattgold eingepacktes Steak ass, das 1200 Euro gekostet haben soll.

Blattgold steht derzeit bei vielen Starköchern auf der Speisekarte. Wenn man glaubt, dass Kaviar und Trüffel nicht mehr ausreichen, um krud übersetzte Preise zu rechtfertigen, gibt man den Gästen Gold zu essen. Aber auch der Konsum von Gold ist nichts wirklich Neues. Danziger Goldwasser mit Blattgoldplättchen im Kräuterlikör wird schon seit dem 16. Jahrhundert verkauft. In jüngerer Zeit war es Gualtiero Marchesi, der in seinem Restaurant «Erbusco» in Mailand das Edelmetall in die moderne Küche einbrachte. Er servierte ein cremiges Safranrisotto mit einem Quadrat aus Blattgold in der Mitte. Seit da taucht das Gold ständig wieder in irgendeiner Form in Luxuslokalen auf. Vorspeisen, Desserts oder Pralinen mit einigen Flocken Gold sind häufig.

Gold hinterlässt allerdings nur einen Eindruck bei der optischen Wahrnehmung und auf der Rechnung. Nicht aber im Gaumen. Es hat weder einen eigenen Geschmack, noch kann es sich mit anderen Geschmacksträgern verbinden. Gold ist also für den Geschmack der Gerichte ein absoluter Nonvaleur. Ein Zeichen der Dekadenz: Dem dummen Gast, der es isst, vermittelt es den Eindruck, dass er so reich ist, dass er es sich leisten kann, Gold zu vernichten.

Mit dem grossen Messer wirbeln

Aber wer für Blattgold in einer Stärke von Tausendstelmillimetern Geld verrechnet, ist eigentlich ein Betrüger, denn was man da für den Einsatz im kulinarischen Bereich braucht, fällt finanziell kaum ins Gewicht. Wenn der gute Ribéry wirklich für sein in Blattgold eingewickelt Steak 1200 Euro bezahlt hat, so war das wohl um einen Faktor 20 zu viel. Angebracht für ein saftiges Steak von dieser Grösse wäre allenfalls ein Preis von 60 Euro gewesen. Der Rest ist Show, Brimborium, Performance des kurdisch-türkischen Selbstdarstellers Nusret Gökçe. Seit 2010 hat er ein eigenes Restau-

rant in Istanbul, weitere folgten in Ankara, Dubai, Doha, Abu Dhabi, Miami und New York. Seine Millionen von Followern auf Instagram lässt er teilhaben an der Bewirtung bekannter Persönlichkeiten, wie eben Fussballstars: Da wirbelt er dann mit dem grossen Messer virtuos die Steaks herum und lässt mit einstudierter Geste das Fleur de Sel über seine gutentwickelten Unterarmmuskeln auf das gebratene Fleisch herunterbröseln, was ihm den Spitznamen «Salt Bae» eingetragen hat.

Ribéry kann sich immerhin damit trösten, dass schon andere Prominente im Shitstorm standen, weil sie bei «Salt Bae» assen: Ausgerechnet der Marxist Nicolás Maduro aus dem herabgewirtschafteten Venezuela soll sich – wie Oppositionelle genüsslich-empört berichten – mit Frau und Freunden im Luxusladen von «Salt Bae» in Istanbul verwöhnt haben lassen. Ob mit oder ohne Gold, wissen wir nicht. Angesichts des Hungers in seinem Land gehen wir davon aus, dass ihm und seiner Entourage die Masse von Steak-Fleisch wohl wichtiger war. In der Türkei sind die Probleme mit dem Gold und dem Essen ja nicht neu: Schon der mythische König Midas soll am Verhungern gewesen sein, weil sein Wunsch, dass alles, was er berührte, zu Gold werden solle, wahr wurde. Aus Versehen soll er dabei seine Tochter umgebracht haben: Sie wurde zu Gold.



Brimborium: Fussballer Ribéry, Gold-Steak.



Vergiftete Atmosphäre: AfD-Abgeordneter Frank Magnitz.

Eilmeldung

Prügel und Sprengsätze

Von Wolfgang Koydl — Der Angriff auf den AfD-Spitzenpolitiker Frank Magnitz schockiert in seiner Brutalität. Die AfD ist seit Jahren verbalen und gewalttätigen Attacken ausgesetzt.

Man musste auf ausländische Medien zurückgreifen, um zu erkennen, dass AfD-Chef Alexander Gauland mit der Einschätzung, an seinem Parteifreund Frank Magnitz aus Bremen sei ein Mordversuch unternommen worden, nicht falsch lag: Der US-Sender Fox News und das linke britische Boulevardblatt *Daily Mirror* veröffentlichten ein erschreckendes Foto, das den 66-jährigen deutschen Politiker mit einer klaffenden Stirnwunde zeigte. Wer hier zuschlug, wollte, wenn er denn ein politisches Motiv hatte, keinen Denkzettel verpassen, sondern töten.

Bei den deutschen Medien allerdings schreckte sogar die sonst gar nicht zimperliche *Bild*-Zeitung vor so viel drastischer Deutlichkeit zurück. Keine Zeitung zeigte das Bild. Nur nicht noch mehr Öl ins Feuer giessen, schliesslich wollte man nicht noch mehr Mitleid mit dem Attackierten entfachen.

«Alltägliche Hetze»

Mit einem Kantholz war Magnitz von drei Vermummten niedergestreckt worden, als er nach einem Neujahrsempfang der Lokalzeitung *Weser-Kurier* nach Hause gehen wollte. Als er bewusstlos auf dem Boden lag, traten die Unbekannten gegen seinen Kopf. Ein Bauarbeiter griff ein und vertrieb die Angreifer, bevor noch Schlimmeres geschehen konnte,

teilte die AfD in einer Presseerklärung mit. Die Attacke erinnert in ihrer Dreistigkeit und Brutalität an die Angriffe von SA-Männern auf politische Gegner in den dreissiger Jahren.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis ein Vertreter der AfD Opfer einer solchen Gewalttat werden würde. Seit der Gründung der Partei leben ihre Mitglieder mit Beschimpfungen, Schikanen, Drohungen, Verunglimpfungen und physischen Attacken. Sie verlieren ihren Arbeitsplatz, Hotels weigern sich, der AfD für Veranstaltungen Säle zu vermieten, AfD-Spitzenpolitikern werden die Autos abgefuckelt, und die Fenster ihrer Wohnungen werden mit Steinen eingeworfen. Und in Wahlkämpfen werden vorzugs-



Opfer Magnitz.

weise AfD-Plakate verunstaltet oder zerstört. Von «alltäglicher Hetze» sprach die Fraktionsvorsitzende Alice Weidel, die selbst schon seit Jahren Personenschutz benötigt.

In der Öffentlichkeit werden diese Vorkommnisse freilich entweder gar nicht zur Kenntnis genommen oder kleingeredet. Veräterisch ist die Sprachwahl der Mainstream-Medien: Wenn, wie letzte Woche geschehen, ein AfD-Büro in Sachsen von einem Sprengsatz verwüstet wird, ist vage von einer Explosion die Rede und nicht von einem Sprengstoffanschlag. Wenn in der oberpfälzischen Kleinstadt Amberg jugendliche Migranten

über mehrere Stunden Passanten verprügeln, ist dies keine Hetzjagd wie in Chemnitz. Aber dort waren ja Rechtsextreme die vermeintlichen Täter.

Gerne unterstellt man der AfD und ihren Sympathisanten eine blühende Fantasie, wenn es um Angriffe auf sie geht: Die Partei suhle sich geradezu in der Rolle des Opfers, gab die grüne Bundestagsvizepräsidentin Claudia Roth erst vor kurzem zu Protokoll. Ihr Kollege von der FDP, Wolfgang Kubicki, stiess ins gleiche Horn: Ein Drittel der AfD-Parlamentarier «in den hinteren Reihen» sei nicht nur «verbal aggressiv».

Das haben sie freilich mit nicht wenigen Vertretern der anderen im Bundestag vertretenen Parteien gemein. Einer, der sich mit besonders aggressiven Worten gegen die AfD hervortut, ist der Hamburger SPD-Abgeordnete Johannes Kahrs. «Hass macht hässlich! Schauen Sie doch in den Spiegel», schleuderte er vom Rednerpult aus der AfD entgegen. «Schauen Sie in den Spiegel, dann sehen Sie, was diese Republik in den zwanziger und dreissiger Jahren ins Elend geführt hat.» Die AfD-Fraktion verliess daraufhin unter Protest geschlossen den Plenarsaal.

Stegners Twitter-Attacken

In derselben Debatte wünschte der abgetakelte SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz mit Tremolo in der Stimme AfD-Chef Gauland «auf den Misthaufen der Geschichte» – was FDP-Mann Kubicki durchaus treffend auf eine Stufe mit Gaulands früherer Bemerkung stellte, die türkischstämmige SPD-Politikerin Aydan Özoguz «in Anatolien zu entsorgen».

Kahrs hat die Bluttat von Bremen mittlerweile salopp als «Mist» verurteilt und dem Parlamentskollegen Magnitz gute Besserung gewünscht. Doch die Atmosphäre von Gewalt und Drohungen gegen die AfD, die er selbst mitgeschaffen hat, wird davon nicht verschwinden. Schon vor zwei Jahren hatte einer seiner Parteigenossen, der für seine Kodderschnauze berühmte SPD-Vizevorsitzende Ralf Stegner, auf Twitter Attacken gegen das «Personal der Rechtspopulisten» gefordert. Folgen hatte der Gewaltaufruf für ihn nicht.

Wie sehr die Atmosphäre vergiftet ist, zeigt ein Vorfall, der neben dem Bremer Angriff unterzugehen droht, obwohl er wohl noch aussagekräftiger für das Klima in Deutschland ist. Die ZDF-Journalistin Nicole Diekmann hatte auf die Frage eines Twitter-Nutzers, wer denn ein Nazi sei, geantwortet: «Jede/r, der/die nicht die Grünen wählt.»

Ein Witz sei das gewesen, verteidigte sie sich später – und erhielt prominente Unterstützung von Aussenminister Heiko Maas: ««Nazis raus» zu sagen, wann man will, wo man will, muss immer selbstverständlich sein», twitterte er. Frank Magnitz und seine Parteifreunde dürften solche Witze weniger komisch finden.

Superheldin der Justitia

Von Katharina Fontana — Ruth Bader Ginsburg, Richterin am Supreme Court der USA, hat Kultstatus. Trotz angeschlagener Gesundheit will die 85-jährige linke Lichtgestalt Trump überdauern.

Zierliche alte Damen sind keine politischen Reizfiguren. Sie sind auch keine popkulturellen Heldinnen, die eine riesige Anhängerschaft vergöttert. Anders Ruth Bader Ginsburg, Richterin am Supreme Court, dem höchsten amerikanischen Gericht. Aus welchem Holz die 85-Jährige geschnitzt ist, zeigt der Dokumentarfilm «RBG – ein Leben für die Gerechtigkeit», der letztes Jahr in Amerika zum Überraschungserfolg wurde und nun in den europäischen Kinos anläuft. Darin kann man die winzige Richterin etwa bei ihrer Fitnessstunde beobachten, wie sie in einem Pullover mit dem Aufdruck «Super Diva» stoisch Liegestütze macht, Hanteln hebt und gleichzeitig trockene Kommentare abgibt.

Hier versteht man, warum Ruth Bader Ginsburg für ihre Fan-Gemeinde auf der Coolness-Skala ganz weit oben steht. Die Bewunderung geht so weit, dass junge Anhängerinnen ihr vor ein paar Jahren den Titel «Notorious RBG» – in Anlehnung an den verstorbenen Star-Rapper The Notorious B.I.G. – verliehen haben. Heute ist «RBG» überall: auf Postern, T-Shirts, Taschen. Es gibt Ausstellungen und Bücher über «RBG» sowie einen Bestseller über ihr strenges Fitnessprogramm. Das Biopic über ihr Leben als junge Anwältin feierte in Amerika dieser Tage Premiere, eine neu entdeckte Insektenart wurde kürzlich nach ihr benannt: die Gottesanbeterin *ilomantis ginsburgae*.

«Sei eine Lady, und sei unabhängig»

Derzeit sorgt sich halb Amerika um den Gesundheitszustand der betagten Richterin. Im November brach sie sich bei einem Sturz in ih-

Für Smalltalk war die bildschöne «RBG» nicht zu haben, sie kam direkt zum Kern der Sache.

rem Büro mehrere Rippen; vor Weihnachten musste sie sich Tumore von der Lunge entfernen lassen. Die Operation sei gut verlaufen, Ginsburg, die in ihrem Leben bereits zwei Krebserkrankungen überstanden hat, benötigte keine weitere Behandlung, teilte der Supreme Court mit.

Seit 25 Jahren sitzt Ginsburg im Obersten Gerichtshof, sie ist inzwischen das älteste – aber nicht amtsälteste – Mitglied des Gremiums, dessen neun Richter auf Lebenszeit ernannt sind. Sie gilt heute als die zentrale



Unverzichtbare radikale Stimme: Juristin Bader Ginsburg.

Figur des linken Flügels am Gerichtshof, als unverzichtbare radikale Stimme. Aber seit Präsident Donald Trump den konservativen Brett Kavanaugh ernannte, haben Ginsburg und ihre drei Mitstreiter links der Mitte an Einfluss verloren. Gäbe die altgediente Richterin ihr Amt ab, könnte Trump versuchen,

einen weiteren konservativen Nachfolger zu installieren, was die rechte Mehrheit am Gerichtshof auf Jahre hinaus festigen würde – für die Demokraten ein Schreckensszenario. Doch Ruth Bader Ginsburg denkt nicht daran, abzutreten, wie sie ihr Publikum verschiedentlich hat wissen lassen. Mindestens fünf

weitere Jahre habe sie am Supreme Court noch vor sich, meinte sie unlängst.

Dass eine Richterin sich ihre Rolle als juristische Lichtgestalt, die einem tumben Präsidenten die Stirn bietet, gerne gefallen lässt, kann man fragwürdig finden. Doch die Meriten, die Ginsburg vor allem zu Beginn ihrer beruflichen Karriere errungen hat, sind unbestritten. 1933 kam sie in Brooklyn zur Welt, als Tochter jüdischer Einwanderer. Die früh verstorbene Mutter gab Ruth zwei Ratschläge mit auf den Lebensweg, die für Frauen bis heute wertvoll sind. Erstens: «Benimm dich wie eine Lady, und verschwende keine Zeit mit unnützen Gefühlen wie Zorn.» Zweitens: «Sei unabhängig, und Sorge für dich selbst.» Als Studentin lernte Ruth ihren späteren Mann Martin kennen – nach ihren eigenen Worten der grösste Glücksfall in ihrem Leben. Marty sei der erste Mann gewesen, der sich dafür interessiert habe, dass sie ein Gehirn besitze, so Ginsburg. Es sollte eine lange und glückliche Ehe werden, die zwei Partner von völlig unterschiedlichem Temperament. Während ihr Mann einnehmend war und schnell Kontakte knüpfte, war sie ernst und zugeknöpft. Für Smalltalk war die bildschöne Ruth Bader Ginsburg nicht zu haben, bei Sitzungen kam sie direkt zum Kern der Sache, und für die gute Stimmung zu Hause war ihr Mann zuständig – auch dann, als das Paar zwei Kinder bekam. Der Film «RBG» dokumentiert, dass Ruth ihre steile Karriere zu einem Gutteil Marty verdankt, der – selber als Steueranwalt tätig – seiner Frau im Haushalt und bei der Kinderbetreuung den Rücken freihielt, in der damaligen Zeit alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Dass Ruth Bader Ginsburg nicht die Mutter war, die sich ihre Tochter und ihr Sohn gewünscht hätten, schimmert im Film immer wieder durch – eine Mutter, die man teilweise fast gewaltsam aus dem Büro loseisen musste, damit die Familie sie zu Gesicht bekam. Heute noch brütet Ginsburg häufig bis in die Morgenstunden über ihren Akten.

Der Beginn der Laufbahn war für die Juristin harzig. Obschon sie ihr Studium mit Bestnoten abgeschlossen hatte, wurde sie von keiner Kanzlei eingestellt. Das Anwaltsgeschäft war Anfang der 1960er Jahre fest in Männerhand, Frauen, fachlich noch so brilliant, waren nicht willkommen. Ginsburgs Karriere kam erst langsam in die Gänge. Sie wurde Rechtsprofessorin und konzentrierte sich in den 1970er Jahren auf Fälle von Geschlechterdiskriminierung. Während die Frauenbewegung auf den Strassen lautstark für gleiche Rechte demonstrierte, errang Ginsburg vor dem Supreme Court mehrere bahnbrechende Erfolge. Etwa 1973 im Fall von Sharron Frontiero, Leutnant bei der Luftwaffe, die als verheiratete Frau anders als ihre Kollegen keine Zuschüsse für Wohn- und Gesundheitskosten erhielt.

Geschick nahm Ginsburg auch die Anliegen von Männern auf – etwa ein Kindergeld für Witwer –, um die Richter für die Gleichbehandlung von Mann und Frau zu gewinnen. Sie habe sich in jener Zeit als eine Art Kindergärtnerin gefühlt, die den – damals allesamt männlichen – Mitgliedern am Obersten Gerichtshof habe erklären müssen, dass es so etwas wie Geschlechterdiskriminierung gebe, meint Ginsburg im «RBG»-Film lapidar.

Aus der Rolle gefallen

1993 wird sie auf Vorschlag von Bill Clinton als Richterin an den Supreme Court berufen, als zweite Frau. Lange Zeit gilt sie als Pragmatikerin, die mitunter auch mit der rechten Richterbank stimmt. Im Lauf der Jahre fällt Ginsburg

Man musste sie fast gewaltsam aus dem Büro loseisen, damit die Familie sie zu Gesicht bekam.

aber immer häufiger mit abweichenden Meinungen auf und profiliert sich mit markanten Minderheitsvoten. Zu diesen Anlässen wählt sie aus ihrer fast schon legendären Sammlung von Jabots, die sie über ihrer Richterrobe trägt, jeweils ein auffällig kantiges. Eine herzliche Freundschaft pflegte die ernste Ginsburg ausgerechnet mit ihrem Kollegen Antonin Scalia, der 2016 im Amt verstarb. Der charismatische Scalia war ihr Antipode am Obersten Gerichtshof, führende Stimme der Konservativen und Held der Originalisten, die nichts von richterlicher Verfassungsfortbildung halten. Das opernbegeisterte Duo besuchte nicht nur Aufführungen gemeinsam, sondern trat sogar zusammen auf der Bühne auf.

Ihre Abneigung gegenüber Donald Trump versteckt Ginsburg nicht. Im Wahljahr 2016 hatte sie sich unüblich scharf gegen den Präsidentschaftskandidaten gewandt und ihn öffentlich einen Fälscher genannt. Dass sie als höchste Richterin, die über den politischen Querelen stehen sollte, derart aus der Rolle fiel, stiess selbst bei Personen, die ihr zugetan sind, auf Unverständnis. Sie hätte besser schweigen sollen, meinte Ginsburg später in einer Art Entschuldigung – was sie allerdings nicht daran hinderte, weitere Giftpfeile gegen den ungeliebten Trump abzuschiessen.

Ob die zähe Juristin den Präsidenten überdauern kann? An guten Wünschen für eine rasche Genesung und ein langes, langes Leben fehlt es jedenfalls nicht; selbst Trump hat «RBG» via Twitter alles Gute gewünscht. Und doch dürften nicht wenige Demokraten denken, dass es besser gewesen wäre, wenn Ruth Bader Ginsburg bereits unter Präsident Obama zurückgetreten wäre, wie es ihr verschiedentlich nahegelegt worden war. Damit hätte sie rechtzeitig Platz gemacht für einen gleichgesinnten Nachfolger.



Inside Washington

«Motherfucker»

Im neu gewählten Repräsentantenhaus setzen die Demokraten auf Verbalinjurien.

Der Kongress ist wieder an der Arbeit. Wie die legendäre nordische Gottheit Thor schwingt die greise Nancy Pelosi ihren Hammer und heizt als Vorsitzende der demokratischen Mehrheit im neuen Repräsentantenhaus ein. Eine Ladung frischgebackener Politiker in Washington reissst sich nun in den sozialen Medien um die Aufmerksamkeit. Die neu gewählte Rashida Tlaib aus Michigan verspricht etwa: «Wir werden den *motherfucker* seines Amtes entheben!» Für einen *motherfucker* hält die neue Abgeordnete Präsident Donald J. Trump. Sie prahlt: «Ich stehe dazu ... so hätte ihn wahrscheinlich meine Grossmutter genannt, wenn sie noch leben würde!»

Alexandria Ocasio-Cortez, Sozialistin aus der Bronx und TV-Star, unterstützt die Beschimpfung ihrer politischen Schwester mit Tweets: «Ich unterstütze @Rashida Tlaib – die Bronx und Detroit marschieren zusammen», schreibt sie und schickt zwei Emojis – eines mit einem Bizeps, eines mit einem Herz. Unterdessen reichte der Kalifornier Brad Sherman am ersten Sitzungstag einen Vorstoss für ein Amtsenthebungsverfahren ein. Der Demokrat behauptet, Präsident Trump habe die Justiz behindert, als er den FBI-Chef James Comey unerwartet in die Wüste schickte.

Andere Demokraten halten allerdings nicht viel von der Anti-Trump-Strategie. Mehrheitsführer Steny Hoyer hält die Diskussion über das Impeachment lediglich für eine «Ablenkung». Und Senator Doug Jones aus Alabama sagt, dass «diese Beleidigungen des Präsidenten der Vereinigten Staaten bei der Wählerschaft nicht ankommt, auch wenn der Mann selbst eine grobe Sprache pflegt». Der rot angehauchte Senator ist sich sicher: «Meine Wähler reden nicht so.» Seine Wähler mögen nicht von einer «Amtsenthebung» sprechen und schon gar nicht von «motherfucker», aber etliche Politiker an seiner Seite im Kongress mögen das. Amy Holmes

Personenkontrolle

Stocker, Keller-Sutter, Hübscher Schmuki, Deiss, Leuthard, Maurer, Trump, Schneider-Ammann, Parmelin, Cassis, Müller, Merkel, Schneider-Schneiter, Balzaretto, Riklin, Kutter, Frösch, Glauser, Arslan, Langhart, van Gerwen u. a.

Allah, islamischer Gott, ruft hierzulande nicht nur positive Reaktionen hervor. Das musste ein Türke erfahren, der in der Stadt Schaffhausen einen Kollegen auf der Strasse laut mit «Allahu akbar» begrüsst hatte – ein Gruss, der gerne auch vor Terrorattacken verwendet wird. Dies erweckte den Argwohn einer Polizistin, wie *20 Minuten* berichtete. Die Frau rapportierte den Vorfall. Die Affäre endete damit, dass der Türke wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses zu einer Busse verurteilt wurde. Das unzimperliche Vorgehen der Schaffhauser Polizei wird von Stadtrat und Sicherheitsdirektor **Simon Stocker** von der Alternativen Liste gestützt, er hält das Vorgehen für korrekt. Das heisse aber nicht, dass das Aussprechen des arabischen Grusses in der Stadt Schaffhausen nun grundsätzlich verboten sei, so Stocker. Man sollte es offenbar einfach nicht zu laut tun. (*fon*)

Karin Keller-Sutter, Stimmenkönigin der letzten Bundesratswahl, stellt erste personelle Weichen. Die als rechtsfreisinnig geltende Justizministerin hat **Barbara Hübscher Schmuki** interimistisch zur Generalsekretärin bestimmt. Die Ökonomin ist zwar parteilos, hat aber ihr ganzes Berufsleben in der Bundesverwaltung im Wirkungskreis der CVP-Bundesräte **Joseph Deiss** und **Doris Leuthard** verbracht, zuletzt zehn Jahr lang als stellvertretende Generalsekretärin in Leuthards Uvek. Der Personalentscheid, so wird in Bern gemunkelt, sei der Auftakt zu Keller-Sutters grossen Umarmung der Mitteparteien. (*fsc*)

Ueli Maurer, transatlantischer Brückenbauer, trifft am World Economic Forum mit US-Präsident **Donald Trump** zusammen. Bei dem Vieraugengespräch will Maurer auch die Möglichkeit eines Freihandelsabkommens zwischen den beiden Ländern thematisieren. Vor einem Monat war der in der Zwischenzeit aus dem Amt geschiedene Wirtschaftsminister **Johann Schneider-Ammann** (FDP) mit derselben Zielsetzung nach Amerika gereist und unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Ange-



Halböffentlich: Schneider-Schneiter (CVP).



Absatzschwierigkeiten: SVP-Politiker Langhart.



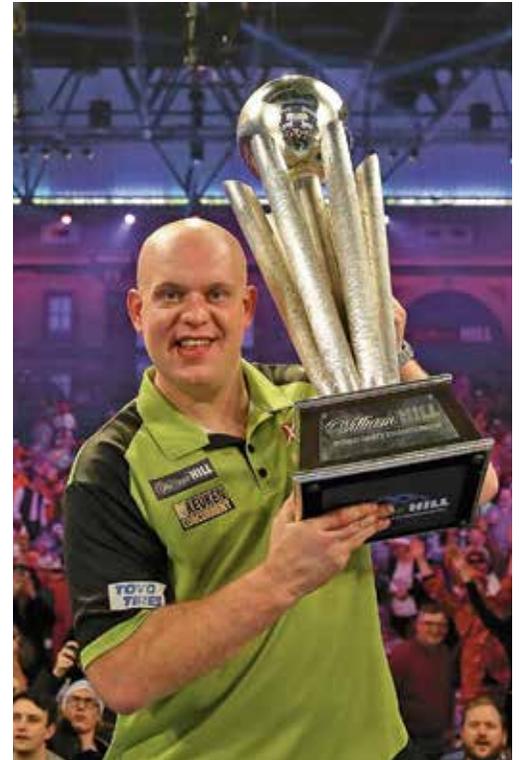
Sandwich-Frage: Sozialpolitikerin Frösch.

sichts von Maurers Präsidialjahr und Parteikollege **Guy Parmelins** Wechsel in das Volkswirtschaftsdepartement liegt das Dossier jetzt fest in den Händen der SVP. (*fsc*)

Ignazio Cassis, Afrikareisender, stiess in Sambia unverhofft mit dem deutschen Entwicklungshilfeminister **Gerd Müller** (CSU) zusammen. Zeugnis davon legt ein Foto ab, das der freisinnige Schweizer Aussenminister über den Kurznachrichtendienst Twitter verbreitete. Darauf ist Cassis neben dem ihm um



Überflieger: Bundesrat Cassis (r.), Müller.



Unwiderstehlich: Darts-Champion van Gerwen.



Hintertürchen: CVP-Nationalrätin Riklin.

zwei Köpfe überragenden Kollegen aus Deutschland zu sehen. Das überraschende Treffen ergab sich, weil der deutsche Minister in Sambia gestrandet war. Sein nagelneues Regierungsflugzeug hatte den Geist aufgegeben, wie deutsche Medien berichten. Vor einem Monat war bereits Kanzlerin **Angela Merkel** wegen technischer Flugzeugprobleme nur mit Mühe und Not an den G-20-Gipfel in Argentinien gekommen. Ob Ignazio Cassis dem am Boden Gebliebenen aus der Industrienation Deutschland das freund-

nachbarschaftliche Angebot machte, ihn als Gast im Bundesratsjet nach Europa zurückzuflogen, ist nicht bekannt. (fsc)

Elisabeth Schneider-Schneiter, Königin der halben Sachen, will öffentlichkeitswirksam am grossen Poker um das EU-Rahmenabkommen mitwirken. Die CVP-Nationalrätin hat als Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats für den 15. Januar ein Hearing einberufen. Dabei werden sowohl zustimmend als auch ablehnend gesinnte Experten von den Kommissionsmitgliedern befragt. Das Hearing findet ausnahmsweise nicht hinter verschlossenen Kommissionstüren statt, sondern öffentlich. Man erinnert sich: Vor Jahrzehnten gab es etliche öffentliche Hearings, zuletzt 2003 für die Totalrevision des Radio- und Fernsehgesetzes. Damals verstand man unter «öffentlich», dass Interessierte aus der Bevölkerung der Anhörung persönlich beiwohnen können. Schneider-Schneiter verbannt die Öffentlichkeit nun ins Internet auf einen YouTube-Kanal. Der Erkenntnisgewinn der halböffentlichen Anhörung dürfte bescheiden sein. Staatssekretär **Roberto Balzaretto**, der das Abkommen ausgehandelt hat, wird nicht in die Zange genommen. Er wohnt der Anhörung mit beratender Stimme bei. (fsc)

Kathy Riklin, Nationalrätin mit Ewigkeitsanspruch, hat jetzt offenbar einen Weg gefunden, vielleicht doch noch ein paar Jahre in der Bundespolitik mitzumischen. Eigentlich wollte sie vor den Parlamentswahlen 2019 zurücktreten, um dem nächstplatzierten **Philipp Kutter** die Kandidatur als Bisheriger zu ermöglichen. Nach einem Bericht des *Tages-Anzeigers* überlegt sich Riklin nun, auf der Liste der eben erst gegründeten Christlichsozialen Vereinigung (CSV) erneut zu kandidieren, die sich für eine «gerechte und friedliche Welt mit intakten Lebensgrundlagen» einsetzt. Sie könne sich eine Kandidatur «gut vorstellen», sagte Riklin der Zeitung. (fsc)

Therese Frösch, Sozialexpertin, kämpft gegen eine Reduktion der Sozialhilfe, wie sie in mehreren Kantonen derzeit diskutiert wird. Die Co-Präsidentin der Konferenz für Sozialhilfe hat diese Woche eine neue Studie vorgestellt, die belegen soll, dass die Existenz der Sozialhilfebezüger nicht mehr gesichert wäre, sollten die Ansätze gekürzt werden. So stünden einer vierköpfigen Familie pro Tag und Person dann nur noch fünf bis sieben Franken fürs Essen zur Verfügung. Wenn man sich vorstelle, was heute allein ein Sandwich koste, sei das Geld sofort weg, sagte Frösch. Dieser Aussage kann ein *Weltwoche*-Leser aus Bern nicht folgen: Wer bedürftig sei und sich im Laden ein fertiges Sandwich

kaufe, könne nicht mit Geld umgehen, schreibt er der Redaktion. «Ich mach mir mein Sandwich selber, und dann kostet es nicht über 50 Rappen!» (fon)

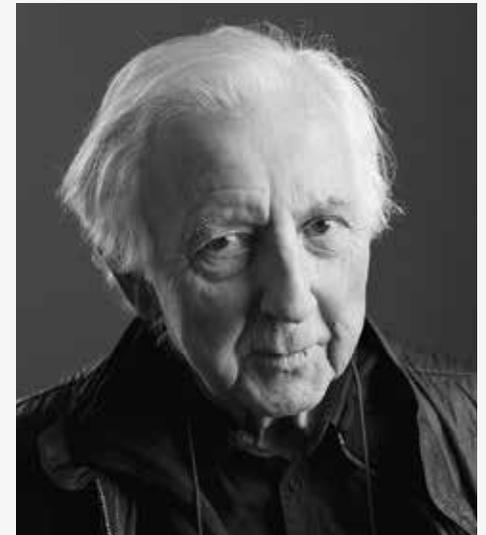
Tamy Glauser, grüne Jetsetterin und Model, wagte Anfang Dezember 2018 erste Gehversuche in Bundesbern. Dabei wurde sie von **Sibel Arslan**, Nationalrätin der Grünen, empfangen, die ihren Gast erwartungsfroh durch das Parlament führte. «Ich hätte Tamy gerne im Nationalrat», schwärmte Arslan gegenüber dem *Blick*. Ihrerseits schien auch die leidenschaftliche Umweltaktivistin Glauser nicht abgeneigt. Auf Instagram verklickerte sie umgangssprachlich den Grünen ihre «Partei liebi». Die politische Romanze schien perfekt, als dann kurz vor der Jahreswende auch noch ein Video der Grünen Schweiz auf Twitter kursierte. Darin proklamiert Glauser, dass «wir manchmal vergessen, dass wir alle auf einem Planeten sind – wir haben keinen Planet B». Wenige Tage später war das Umweltbewusstsein im wahrsten Sinne des Wortes verfliegen: Glauser jettete in ihre Winterferien nach Bali. War sie etwa bei ihrer Videobotschaft nur grün geschminkt? (zr)

Konrad Langhart, Hausherr in Nöten, lädt als Präsident der Zürcher SVP zum traditionellen Stelldichein im Schützenhaus Albisgüetli. Zum 30. Mal jährt sich die Tagung dieses Jahr. Die Tickets für diesen Anlass fanden bis vor wenigen Jahren stets reissenden Absatz; die Nachfrage überstieg das Angebot bei weitem. Doch dieses Jahr läuft es dem Vernehmen nach eher harzig mit den Anmeldungen. Ist beim grossen, symbolträchtigen Jahresauftakt der Zürcher SVP etwa die Luft draussen? (fsc)

Michael van Gerwen, Weltmeister, deklassierte pünktlich zur Jahreswende seine Konkurrenz an der 26. Darts-WM in London. Sowohl sein Kontrahent im Halbfinal, **Gary Anderson**, als auch **Michael Smith** im Final unterlagen überdeutlich. Damit ist van Gerwen nach seinen Erfolgen 2014 und 2017 zum dritten Mal das Mass aller Dinge im Darts-Sport. So fabelhaft seine Leistung mit Pfeil und Scheibe, so schwärmerisch war auch der Titel der Online-redaktion des Schweizer Fernsehens: «Unwiderstehlicher van Gerwen». Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten. (zr)

Chippy, Lupe, Pauline und Che, Entertainer in Knies Kinderzoo Rapperswil, werden 2019 vermutlich arbeitslos. Die Seelöwen werden dieses Jahr zum letzten Mal mit ihren Kunststücken zu sehen sein. Radikale Tierschützer haben die harmlose Kindergaudi immer wieder kritisiert. Wann der Kinderzoo von lebendigen Tieren auf Plüschtiere umzustellen gedenkt, war nicht in Erfahrung zu bringen. (fsc)

Nachruf



«Nichts Heiliges»: Kameramann Corradi.

Pio Corradi (1940–2019) — «Ich bin sicherlich ein sensibler Mensch, was das Licht betrifft», sagte er, nachdem er mit dem Ehrenpreis des Deutschen Kamerapreises vor zwei Jahren gewürdigt worden war. «Aber die Kamera ist für mich einfach nur ein technisches Gerät und nichts Heiliges.»

Es war das Bekenntnis zu einer Sachlichkeit, die ihn und seine Arbeit auszeichnete. Denn Corradi war, wie er in einem Interview offen zugab, «in einem Spielfilm [...] nie glücklich geworden». Seine Stärke war das Echte, Unverfälschte, Dokumentarische. Auch wenn der im Baselbiet Geborene zahlreiche Spielfilme drehte – allen voran Fredi Murers «Höhenfeuer» (1985) –, war er in seinem Element bei den Dokumentarfilmen, die ihn in alle Länder, alle Kulturkreise führten. Insofern war er der Schweizer Licht- und Bildgestalter schlechthin, denn die Präzision und magische Heranführung des Echten und Wahren an den Zuschauer ist seit je die unbestrittene Stärke des Schweizer Films.

Da scheute er sich, wie etwa bei den «Salzmännern von Tibet» (1997), vor keinem noch so grossen Hindernis, um mit der Kamera das Essenzielle jeglicher Plackerei, das Wesen der jeweiligen Situation, in seinem wahrhaftigen Kern einzufangen und wiederzugeben. Nach einer Fotografausbildung in Basel ging Pio Corradi, Sohn einer einst aus Italien eingewanderten Familie, nach Zürich, wurde Assistent bei Nicolas Gessner, Grigori Alexandrow und anderen. 1972 begann seine Karriere als freischaffender Kameramann. Besonders treu blieb er Fredi Murer. Auch Xavier Kollers Oscar-Film «Reise der Hoffnung» (1990) prägte er mit, in seinem halbdokumentarischen Zugriff. *Wolfram Knorr*

Der Igel, der ein Fuchs sein will

Von Erik Ebneter — Jordan Peterson ist ein Psychologe, der als Ratgeber für Furore sorgt. «Steh aufrecht und mach die Schultern breit», empfiehlt er. Manche halten ihn für den bedeutendsten Intellektuellen der Welt. Was ist das für ein Denken, das Millionen Menschen in seinen Bann zieht?

Am 19. Januar wird Jordan Peterson, ein Psychologe aus Kanada, im Volkshaus Zürich auftreten, um sein neues Buch vorzustellen. Es heisst «12 Rules for Life» und hat sich 2018 millionenfach verkauft. Erschienen ist es in Dutzenden Sprachen, und die Buchtournee führt Peterson bis nach Honolulu, Reykjavík und Auckland, also in die letzten Ecken, die noch zum Westen zählen. David Brooks, ein amerikanischer Kommentator, schrieb vor einem Jahr in der *New York Times*, es könne sein, dass Peterson zurzeit der einflussreichste Intellektuelle der westlichen Welt sei, und seither hat sich sein Ruhm nur noch gesteigert, mit jedem weiteren Auftritt, mit jeder neuen Übersetzung. Der Saal im Volkshaus fasst 1200 Personen und wird am 19. Januar bis auf den letzten Platz gefüllt sein. Der «Jordan-Peterson-Moment», den Brooks ausmachte, will nicht vergehen.

Der spektakuläre Aufstieg vom Professor in Toronto zum globalen Intellektuellen begann im September 2016. Peterson kritisierte damals ein neues kanadisches Gesetz, das «Geschlechtsidentität» und «Geschlechtsausdruck» schützen soll. Die Debatte drehte sich bald um die Frage, ob es strafbar sei, einer Transgender-Person das gewünschte Pronomen zu verweigern (zum Beispiel «ze» statt «he» oder «she»). Peterson erachtete das Gesetz, das inzwischen landesweit gilt, als Anschlag auf die freie Meinungsäusserung. Er erläuterte seine Ansicht in selbstproduzierten Videos, die eine Powerpoint-Präsentation zeigen und oben rechts, in einem kleinen Fenster, ihn selbst: einen hageren Mann, der mit eigentümlicher Stimme und melancholischem Blick über die Gefahren politischer Korrektheit referiert. Stellt man sich so einen Redner vor, der rund um die Welt die Hallen füllt?

Show und Skandal

Ein Rätsel umgibt diesen Mann. Wie schafft er es, so erfolgreich zu sein? Peterson schreibt in «12 Rules»: «Die Erfolgreichen unter uns zögern Befriedigung hinaus, die Erfolgreichen unter uns verhandeln mit der Zukunft. Eine grosse Idee fängt an heraufzudämmern und nimmt dann Gestalt an, in immer artikulierten Erzählungen: Wodurch unterscheiden sich die Erfolgreichen von den Erfolglosen? Durch ihr erfolgreiches Opfer.» Das klingt biblisch und dramatisch, wie oft bei Peterson, beschreibt aber letztlich eine banale Erkenntnis: dass ein Verzicht in der Gegenwart zu einem Gewinn in

der Zukunft führen kann. Peterson sagt, er habe von 1985 bis 1999 täglich drei Stunden an seinem ersten Buch gearbeitet. Es hiess «Maps of Meaning» und interessierte praktisch niemanden. Fünfhundert Exemplare wurden davon verkauft, die meisten wohl an Universitätsbibliotheken, wo sie jahrelang verstaubten. Aber die Mühen, die Peterson mit dem Buch auf sich genommen hatte, sollten sich auszahlen.

Was er in «Maps of Meaning» ausgearbeitet hatte – eine Theorie, wie Menschen die Welt begreifen und sich in ihr orientieren –, popularisierte er in «12 Rules». Und er nutzte seine Prominenz, die er als zeitkritischer Kommentator im Internet erworben hatte, um sein Denken umfassend zu vermarkten. Oder wie es Douglas Murray, ein britischer Autor, der mit Peterson bekannt ist, formulierte: «Das Publikum kam für den Skandal und blieb für die Show.» Die Videos, die Peterson auf Youtube stellt, handeln weniger von Politik, mehr von Psychologie. Allein durch Spenden, die ihm seine Fans für diese Auftritte zukommen lassen, verdient er eine

«Wodurch unterscheiden sich die Erfolgreichen von den Erfolglosen? Durch ihr erfolgreiches Opfer.»

Million Dollar pro Jahr. Die Einkünfte aus den Buchverkäufen übersteigen diesen Betrag um ein Mehrfaches, und die Live-Auftritte sind ebenfalls lukrativ: Ein Ticket für die Show in Zürich kostet rund 50 Franken.

Aufgewachsen ist Peterson in der kanadischen Prärie, wo die Winter so kalt sind, dass den Katzen die Schwänze und Ohren abfrieren. Er ist 56 und kennt seine Frau seit fünfzig Jahren, zusammen haben sie zwei erwachsene Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Die Tochter hat eine lange Krankheitsgeschichte hinter sich, von der Peterson im letzten Kapitel von «12 Rules» erzählt. Vor einiger Zeit meinte ein Arzt, ihr müsse der Fuss amputiert werden, aber so weit kam es nicht. Peterson berichtet ganz am Ende: «Der Wadenmuskel an ihrem schlimmen Bein wird wieder kräftiger. Und das künstliche Gelenk ist biegsamer geworden. Sie hat in diesem Jahr geheiratet und eine kleine Tochter bekommen, die nach der verstorbenen Mutter meiner Frau Elizabeth heisst. Alles ist gut. Einstweilen jedenfalls.»

Es ist ein bezeichnender Schluss, denn die Welt, wie Peterson sie sieht, ist zunächst einmal ein freudloser Ort. «Leben bedeutet Leiden. Das

ist gewiss. Es gibt keine grundlegendere, unbestreitbarere Wahrheit», schreibt er. Wer sich behaupten wolle, sei Statuskämpfen ausgesetzt, denn es gebe eine «Dominanzhierarchie», die jede menschliche Gemeinschaft gliedere, wobei Dominanz zu den «quasi ewigen Funktionsprinzipien unserer Umwelt» zähle. Ebenso vorzeitlich seien die «konstituierenden Elemente im Welt drama», als dessen Protagonisten wir auftreten. Es handle sich um «starke immaterielle Kräfte», konkret «etwas in der Grössenordnung von Ordnung und Chaos». Um ein sinnvolles Leben zu führen, müssten wir versuchen, diese widerstrebenden Kräfte in Balance zu bringen, indem wir etwa Verantwortung übernehmen. Alles klar?

Sei ein Noah, sei ein Moses

Natürlich ist das eine extreme Verkürzung dessen, was Peterson lehrt. Aber die wichtigsten Begriffe seiner Theorie sind damit benannt: Leid, Ordnung, Chaos, Dominanz, Sinn, Verantwortung. Methodisch ist Peterson nicht festgelegt. Er bezieht sich so selbstverständlich auf die Bibel wie auf wissenschaftliche Publikationen, er zitiert Philosophen und Literaten und erzählt Anekdoten aus seinem Leben, um ein System zu formen, das er hermetisch abdichtet. Wenn er diskutiert, muss er selten lange nachdenken, weil sich in seinem Weltbild alles fügt. Seine Gegner, rhetorisch oftmals weniger beschlagen, versuchen in Diskussionen meist vergebens, ihn zu widerlegen. Das mehrte seinen Ruhm im Internet, wo Videos, die Peterson als dominanten Debattierer zeigen, hunderttausendfach angeklickt werden.

Die erste Regel, die er in «12 Rules» aufstellt, heisst: «Steh aufrecht und mach die Schultern breit.» Peterson schreibt in diesem Kapitel über die «Dominanzhierarchie» und veranschaulicht seine Ausführungen an den Hummern. Er schildert, wie die Männchen ihre Statuskämpfe um die attraktivsten Weibchen und die besten Futterplätze austragen, getrieben von Serotonin, dem sogenannten Glückshormon. Und er überträgt diese Erkenntnisse, die wissenschaftlich abgestützt sind, auf die Menschen, bei denen Serotonin gleich wirke wie bei Hummern. Dass Peterson das Verhalten zweier Spezies, die unter gänzlich verschiedenen Bedingungen leben, mit ein und derselben Ursache erklärt, hat ihm viel Kritik und Spott eingetragen. Fotomontagen, die ihn mit Hummern zeigen, sind im Internet ein populäres Motiv.



«Jeder Mensch besitzt eine ungeheure Fähigkeit zum Bösen»: Autor Peterson.

Es ist, wenn man so will, eine Kritik der Diagnose, die Peterson vornimmt, und sie verstellt, weil sie so populär ist, den Blick auf die kuriose Behandlung, also die Ratschläge, die er vorträgt: «Aufrecht zu stehen und die Schultern breitzumachen, bedeutet, die Arche zu bauen, die die Welt vor dem Untergang rettet. Es bedeutet, sein Volk durch die Wüste zu führen, nachdem es der Tyrannei entkommen ist.» Kurz: Sei ein Noah, sei ein Moses – darunter macht es Peterson nicht. Dieses Pathos des Predigers kann man lächerlich finden, aber Peterson trifft damit mehr als einen Nerv. Vor allem junge Männer begeistern sich für seine Lehren, obschon er sich nicht explizit an diese Zielgruppe richtet.

Seine schärfsten Kritiker findet Peterson dagegen bei Linken und Frauen. Das hängt auch damit zusammen, dass er die «konstituierenden Elemente im Weltdrama», also Ordnung und Chaos, mit Geschlechtern konnotiert. Ordnung gilt Peterson symbolisch als männlich, Chaos als weiblich. Und er erklärt, dass sich das Chaos heute zu stark ausbreite, zum Beispiel mit der Dekonstruktion bewährter Lehren an den Universitäten, was die jüdisch-christliche Tradition und letztlich die Freiheit bedrohe. Man muss nicht sehr fantasiebegabt sein, um sich vorstellen zu können, wie solche Thesen in einem geisteswissenschaftlichen Seminar an einer beliebigen Universität im Westen ankommen.

Wer Peterson einfach als Provokateur oder Tabubrecher versteht, greift aber zu kurz. In seinen Aussagen bleibt er oft vage. Sein Eintreten für Ordnung will er nicht als Plädoyer für eine patriarchale Gesellschaft verstanden wissen, denn er meine das symbolisch Männliche und nicht den Mann an sich (zudem müssten die Urkräfte ja in einem Gleichgewicht stehen, damit ein sinnvolles Leben möglich sei). Und er neigt zum Schwurbeln: «Sinn entsteht, wenn alles, was existiert, zu einem ekstatischen Tanz zusammenkommt, der ein einziges Ziel hat – die Glorifizierung der Realität.» Scheut er manche Festlegungen, um sich im hochsensiblen Milieu der Universitäten nicht unnötig angreifbar zu machen? Oder folgt die-

«Es gibt viele Gründe für Optimismus»

Von Kirsten Haglund — Jordan Peterson, Bewunderer des Schweizer Psychologen C. G. Jung, vertritt einen Individualismus, der auf ernsthaft wahrgenommener Verantwortung basiert. Er plädiert dafür, die Welt zu verbessern, indem man das eigene Haus in Ordnung bringt.

Auf Jordan Peterson hat mich mein Vater aufmerksam gemacht. Er schickte mir einen Link zu Petersons berühmtem Interview mit Cathy Newman vom britischen Fernsehsender Channel 4. Ich war fasziniert, wie ruhig Peterson mit schwierigen Fragen umging. Er verwies auf die Forschungslage und setzte auf eine rationale Debatte, auch bei Tabuthemen. Mit einigen seiner Argumente war ich nicht einverstanden, aber bewundernswert fand ich, wie er sie vorbrachte.

Petersons natürliches Umfeld sind Youtube und TV-Stationen. Er setzt auf das gesprochene Wort, selten gibt er Interviews in Printmedien. Die Anfragen lässt er über ein PR-Büro in Kalifornien beantworten, meist negativ. So erging es auch der *Weltwoche*, als sie Peterson um ein Gespräch bat. Ich konnte mich direkt an ihn wenden, und er nahm sich am Telefon ausführlich Zeit für meine Fragen.

Die 1200 Plätze für Ihren Auftritt im Volkshaus waren im Nu ausverkauft. Die Schweiz scheint Ihnen einen Rockstar-Empfang zu bereiten. Wie erklären Sie sich das?

Meine Vorträge werden meist sehr positiv aufgenommen. Es ist heilsam, einige der Grundüberzeugungen, auf denen Freiheit und Autonomie beruhen, tieferschürfend darzulegen. Die Menschen fühlen sich ernst genommen, und ich bin überzeugt, dass das auch für die Schweizer gelten wird. Ausserdem bin ich ein grosser Bewunderer von C. G. Jung, der durch und durch Schweizer war. Seine Gedanken haben mich stark beeinflusst, und insofern seine Ideen das Wesen der Schweizer Kultur zum Ausdruck bringen, sorgt das für enorme Resonanz. Die Schweizer schätzen Autonomie und Unabhängigkeit, sie haben ein ausgeprägtes nationales Identitätsgefühl, und die Themen Verantwortung und individuelle Autonomie liegen mir sehr am Herzen. Die Schweizer haben vermutlich nicht vergessen, wie wichtig diese Dinge sind.

Sie jagen von Auftritt zu Auftritt. Was treibt Sie an?

Mir geht es vor allem darum, die Grundstrukturen der westlichen Kultur zu artikulieren, damit wir sie verstehen und unser Vertrauen in sie gestärkt wird. Etwas Besseres als den Wert des souveränen Individuums haben wir nicht, aber dieser Wert hat mehr mit Verantwortung als mit irgendwelchen Rechten zu tun. Der Sinn, den die

Menschen ihrem Leben geben müssen, ergibt sich nicht daraus, dass sie ständig Rechte einfordern, sondern aus der Verantwortung, die mit dem Dasein als souveränes Individuum einhergeht. Sie liegt in der aktiven Auseinandersetzung mit der Welt.

In Ihrer Botschaft ist der Begriff des Leidens zentral – Leben ist Leiden. Sind Sie ein düsterer Pessimist?

Für mich gibt es keine pessimistischere Botschaft als jene, die in den vergangenen 150 Jahren von der radikalen Linken propagiert



«Ruf des Schicksals»: Autor Peterson.

wurde. Dass die Gesellschaft als Machtkampf zwischen den wirtschaftlich Privilegierten und den Unterdrückten zu verstehen ist, dass unsere Kultur auf geradezu irreparable Weise korrupt ist und alles, was wir erreicht haben, auf Unterdrückung und Ausbeutung beruht. Ich sehe das ganz anders. Ich weiss, dass das Leben sehr schwer sein kann und dass es notwendig ist, das zu verstehen. Aber der Versuch, sich bewusst damit auseinanderzusetzen, kann uns innerlich stärken, man leidet weniger am Leben, es stärkt Institutionen ebenso wie den einzelnen Menschen und die Familie. Man kann grosse Hoffnung daraus schöpfen, wenn man sich den Abgründen stellt und dann sagt, dass man trotzdem Hoffnung und Kraft, Autorität und Kompetenz hat. Das ist Realismus, der zugleich ermutigend ist.

Gibt es Momente, in denen Sie zurückschauen und sagen «Das war besser» oder «Von dieser Kultur können wir lernen» oder «In jener Zeit ging es nicht so korrupt zu»?

Nicht unbedingt. Ich behaupte nicht, dass es eine optimale Zeit gab, die von all diesen Problemen frei war. Mich beschäftigt, dass wir all das feststellen müssen, obwohl sich so vieles auf der Welt radikal verbessert hat. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren Hungernöte eine ziemlich normale Erscheinung, selbst in Europa. Heutzutage gibt es Hungersnot eigentlich nur noch, wenn sie aus politischen Gründen bewusst verursacht wurde. Es gibt viele Gründe für grossen Optimismus, und zugleich erleben wir eine philosophische Krise. Merkwürdigerweise geschieht dies in einem Moment, da die Ideen, die den Westen prägen (weitgehend ehrliche Institutionen, individuelle Integrität, Privateigentum), auf der ganzen Welt Verbreitung gefunden haben und die Menschen in puncto Freiheit und ökonomische Chancen und Sicherheit besser dastehen. Trotzdem befinden wir uns in einer Glaubenskrise. Das ist ein grosses Problem.

Es gibt das Phänomen von Unternehmern, die Selbstmord verüben, auch in der Schweiz. Europa mit seinem hohen Lebensstandard verzeichnet einige der höchsten Suizidraten für Männer. Warum ist bei vielen wohlhabenden Männern eine solche Verzweiflung und Depression festzustellen?

Es heisst ja, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebe...

... «sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht».

Ganz genau. Das ist sehr bedenkenswert. Wir haben alles, was wir brauchen, um in materieller Sicherheit zu leben, aber das reicht nicht. Menschen, die in Wohlstand leben, haben trotzdem existenzielle Probleme, wie sie den Menschen charakterisieren. Viele Probleme sind durch Geld nicht zu lösen, und einige werden dadurch sogar verstärkt. Es muss ein ausgewogenes Verhältnis geben zwischen materieller Sicherheit und dem Gefühl, dass das Leben sinnvoll ist. Ohne das kann man nicht leben.

Was gibt dem Leben einen Sinn?

Nihilistisch, hoffnungslos, wütend und verbittert wird man nur, wenn man überzeugt ist, dass etwas nicht in Ordnung ist. Und sobald man davon überzeugt ist, befindet man sich in einer moralischen Welt und hält es vielleicht für seine Bestimmung, all das, was falsch läuft, wieder in Ordnung zu bringen. Dass man ein

Problem hat, ist gewissermassen ein Geschenk, denn nun hat man eine Orientierung. Das ist der Ruf des Schicksals. Dieses Schicksal zeigt sich aber nicht darin, dass man einen Haufen Fehler bei anderen Leuten findet und ihnen Vorschriften macht, sondern indem man selbst die Verantwortung übernimmt, Dinge in Ordnung zu bringen.

Ihr Interesse an der Bibel und an Theologie, das in Ihrem Buch «12 Rules for Life» und in Ihren Vorträgen oft aufscheint, finde ich bemerkenswert. In Europa haben wir eine deutlich säkularere Kultur als in Amerika.

Nun ja, das glauben die Europäer, aber es stimmt nicht. Unsere westliche Kultur gründet auf der Bibel, im Guten wie im Schlechten. Natürlich glauben manche Leute, dass unsere politischen Institutionen ein Produkt der Überwindung des Aberglaubens sind, der die vorwissenschaftliche Vergangenheit charakterisierte. Und so stützen sie unsere historische Entwicklung und ziehen die Grenze etwa bei 1700 oder 1750. Doch bei aller Bewunderung für Leute wie [Harvard-Professor, Anm. d. Red] Steven Pinker, der für die Werte der Aufklärung wie Klarheit des Denkens, rationales Argumentieren und wissenschaftliche Methodik eintritt – diese Dinge sind in etwas viel Älterem eingebettet. Unsere Kultur ist jüdisch-christlich geprägt, darum müssen wir die Geschichten verstehen, die ihr zugrunde liegen. Das ist der Traum, in dem unser Denken eingebettet ist. Wir alle pendeln zwischen wachem Bewusstsein und Traum. Jede Nacht verschwinden wir wieder im Traum. Ohne das wäre unsere seelische Gesundheit gefährdet. Menschen, denen die Möglichkeit des Träumens genommen wird, verlieren den Verstand. Unsere Gesellschaft ist auf dem jüdisch-christlichen Mythos errichtet, das können wir nicht aufgeben. Wir würden uns nur Alpträume einhandeln. Wenn wir infolge eines Übermasses an pseudointellektueller rationaler Kritik das Vertrauen in die Grundlagen des Lebens verlieren, riskieren wir Nihilismus und Hoffnungslosigkeit. Wir laufen Gefahr, quasireligiösen Ideologien anheimzufallen. Aufgrund dieser Bereitschaft, sich Ideologien zu öffnen, haben wir zweimal im 20. Jahrhundert die Zerstörung Europas herbeigeführt.

Ein wichtiges Thema in Ihrer Arbeit ist die Kritik an der Identitätspolitik. Warum ist diese so gefährlich?

Problematisch ist zunächst einmal die Vorstellung, die Identität der eigenen Gruppe sei noch wichtiger als die individuelle Identität. Noch problematischer ist die Ablehnung der individuellen Identität selbst, wie sie von den französischen Intellektuellen der 1970er propagiert wurde. Diese Kritik ist hohl, weil das Individuum kein blosses Konstrukt ist.



Journalistin und Miss America Haglund.

Ausserdem ist die Vorstellung, der Mensch werde durch eine Gruppe definiert, ein Irrglaube. Man kann einen x-beliebigen Menschen nehmen und ihn unter Zugrundelegung bestimmter Kriterien als Mitglied von mindestens zehn Gruppen definieren. Das Problem dabei ist, dass man die Dimensionen einer potenziellen Gruppenidentität multipliziert und am Ende wieder beim Individuum landet.

Was sagen Sie zu Donald Trump, zwei Jahre nach Antritt seiner Präsidentschaft?

Ich denke, Trump ist der Joker im Blatt, und das erklärt zum Teil, warum er gewählt wurde. Vielleicht glaubte man, dass es die Republikaner und Demokraten zwingen würde, ihr Haus in Ordnung zu bringen. Ich möchte keine Prophezeiungen über seine Präsidentschaft abgeben. Ich schaue mir nur an, was er getan hat. Er hat die Amerikaner und den

«Trump ist in seinem Handeln erstaunlich zurückhaltend.»

Westen nicht in einen weiteren dummen Krieg hineingezogen. Angesichts der Destabilisierung des Nahen Ostens in den vergangenen zwanzig Jahren mit all den katastrophalen Auswirkungen, nicht zuletzt für die Europäer mit der Migrationskrise, bin ich jedenfalls froh, dass er keine grosse Neigung hat, den Westen abermals in einen sinnlosen Konflikt hineinzuziehen. Seine imperialen Ambitionen scheinen relativ begrenzt zu sein, und das ist gut. Ich weiss, er hat Konflikte mit seinen Handelspartnern, mit China und selbst mit Kanada. Aber verglichen mit den imperialen Ambitionen derjenigen, die in den vergangenen zwanzig Jahren in den USA als weniger bombastische und narzisstische Figuren angetreten waren, ist Trump in seinem Handeln erstaunlich zurückhaltend.

Was sind Ihre Ansichten zur Europäischen Union und zum bevorstehenden Brexit? Ist die EU zum Scheitern verurteilt?

Man muss bedenken, dass dies kein einfaches Problem ist. Es geht hier um ein Problem, für dessen Lösung wahrscheinlich Jahrzehnte notwendig sind und nicht ein paar Jahre. Wie bekommt man eine ausgewogene Beziehung zwischen lokaler und transnationaler Identität hin? Die Antwort: Wir wissen es nicht. Die Amerikaner, obschon etwas homogener als die Europäer, haben ein föderales System aufgebaut, in dem die Leute parallel mehrfache Identitäten haben können. Die EU hat bislang keine akzeptable Hierarchie, deswegen besteht dieser massive Konflikt zwischen lokaler und transnationaler Identität. Der Nachteil von lokaler Identität ist Fragmentierung und Tribalismus. Der Nachteil von transnationaler Identität ist so etwas wie Tod und das Verschwinden von Gott. Die Bürger sagen: «Die Leute in Brüssel sind so weit von mir entfernt, dass sie mir nichts bedeuten. Sie sind mir fremd.» Ich verstehe, warum viele ihre Souveränität und Autonomie nicht an gesichtslose Bürokraten abtreten wollen, die sie nicht kontrollieren können und zu denen sie keine Beziehung haben. Zumal diese fernen Eliten dazu neigen, vermeintlich gute Entscheidungen über die Bürger hinweg zu treffen. All die Politiker, die in der Frühzeit der Europäischen Union daran gingen, dieses transnationale Gebäude zu errichten, hatten gute Gründe, denn sie wollten verhindern, dass Europa noch einmal in einem Krieg versank. Zwei Weltkriege waren genug für ein Jahrhundert. Diese politischen Strukturen sind wichtig, aber es ist sehr schwer, sie richtig hinzubekommen, und so viel Zeit ist schliesslich noch nicht vergangen.

Zurück zu Ihrem bevorstehenden Besuch: Welche Botschaft haben Sie für die Schweizer, vor allem für junge Männer?

Es ist ganz einfach. Eine bessere Welt erreicht man am ehesten, wenn man das eigene Haus in Ordnung bringt, indem man Verantwortung übernimmt und sich den Problemen der Welt stellt. Die entscheidenden Antworten sind nicht politischer Natur. Es geht um innere beziehungsweise spirituelle Dinge, was das Gleiche ist. Das ist das Geheimnis des Westens: Die grundlegende Verantwortung liegt beim Einzelnen, genau darin sind Würde und Sinn zu finden. Die Welt ist äusserst kompliziert, wir wissen nicht genau, wie es weitergeht. Je eher die Menschen bereit sind, ehrlich, ethisch, verantwortungsbewusst, direkt und klarsichtig zu sein, desto besser sind unsere Chancen. Es wäre gut, wenn jeder von uns bestrebt wäre, ein solcher Mensch zu werden.

Die US-Amerikanerin Kirsten Haglund tritt als politische Kommentatorin in Sendern wie MSNBC, CNN International und Fox News auf. Ihre Meinungsbeiträge sind in Medien wie Forbes.com oder *Huffington Post* erschienen. 2008 war sie Miss America. Sie lebt in Zürich. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Donau-Flusskreuzfahrten

mit dem Luxus-Suitenschiff

MS Thurgau Ultra ❄️❄️❄️❄️+



Katalog 2019
Jetzt bestellen!



Deluxe Suite (ca. 22 m²) mit franz. Balkon



Salon/Theatron



Wellness

1 Glanzlichter der Donau Passau–Budapest–Passau

8 Tage ab Fr. 990.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise zum Einsteigeort. Busfahrt, Einschiffung.
- 2. Tag Melk–Wien** Ausflug⁽¹⁾ zum barocken Stift Melk. Abends in Wien klassisches Konzert⁽²⁾ oder individueller Besuch des Vergnügungsparks Prater.
- 3. Tag Wien** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Kaiserstadt. Ausflug⁽²⁾ zum Barockschloss Schönbrunn.
- 4. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾. Spaziergang⁽²⁾ und Fahrten mit U-Bahn und Panoramastrassenbahn. Besuche Markthalle und St. Stephan Basilika. Romantische Lichterrundfahrt⁽²⁾ am Abend.
- 5. Tag Budapest–Visegrád** Ausflug⁽¹⁾ Puszta. Rundgang⁽²⁾ Visegrád. Besichtigung Palast, Weinprobe.
- 6. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾. Fahrt zur imposanten Burg. Rundgang durch die wunderschöne Altstadt. Freie Zeit für eigene Erkundungen.
- 7. Tag Dürnstein** Rundgang⁽¹⁾ durch den Weinort mit mittelalterlichem Stadtkern und Weinprobe.
- 8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

21.06.–28.06.	500	23.08.–30.08.	500
28.06.–05.07.	500	13.09.–20.09.	500
19.07.–26.07.	600	20.09.–27.09.	500
26.07.–02.08.	600 ⁽⁶⁾	11.10.–18.10.	800
16.08.–23.08.	500	18.10.–25.10.	1100



Bratislava

2 8-Länderfahrt zum Donaudelta Passau–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 2790.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise zum Einsteigeort. Busfahrt, Einschiffung.
- 2. Tag Wien** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ Kaiserstadt.
- 3. Tag Pusztza** Ausflug⁽¹⁾ Pusztza mit Reitvorführung.
- 4. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾, Besuch Festung.
- 5. Tag Eisernes Tor** Passage der Kataraktenstrecke.
- 6. Tag Bukarest** Ausflug⁽¹⁾ durch das «Paris des Ostens» mit Parlament und Triumphbogen.
- 7. Tag Donaudelta** Rundfahrt⁽¹⁾ mit Ausflugsbooten oder Rundfahrt Delta intensiv⁽³⁾ mit kleinen Schnellbooten. Ausflug⁽²⁾ zum Schwarzen Meer.
- 8. Tag Rousse** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ Hafenstadt.
- 9. Tag Eisernes Tor** Passage der Kataraktenstrecke.
- 10. Tag Belgrad–Novi Sad** Ausflug Novi Sad⁽¹⁾.
- 11. Tag Mohács** Ausflug⁽¹⁾ ins mediterrane Pécs.
- 12. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und freie Zeit.
- 13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ zur imposanten Burg und durch die wunderschöne Altstadt.
- 14. Tag Weissenkirchen** Ausflug⁽¹⁾ zum berühmten Benediktinerkloster Stift Melk (UNESCO-Weltkulturerbe).
- 15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

07.06.–21.06.	1000	30.08.–13.09.	1000
05.07.–19.07.	1000	27.09.–11.10.	1300
02.08.–16.08.	1000	25.10.–08.11.	2500



Pelikangruppe im Donaudelta

MS Thurgau Ultra*****

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Kabinen für 120 Gäste. Alle Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage. Suiten auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (ca. 14 m²) und 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) auf Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind ca. 15,5 m² gross. Deluxe Suiten (ca. 22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (ca. 30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Bordausstattung: Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Theatron, Wiener Café, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucher Schiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Zürich Flughafen/St. Margrethen Bahnhofplatz–Passau v.v., alle Schleusen- und Hafengebühren, Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preis p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck	2090	4190
Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2190	4290
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2490	4890
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690	5290
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2890	5690
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3090	6090
Queen Suite Oberdeck, Privatbalkon ⁽⁵⁾	3590	7090
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage	
Ausflugspaket	190	390
Ausflug Schwarzes Meer	–	60
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	–	124/199
Annulations-/Assistance-Versicherung	66	–

Weitere Reisen durch Europa mit dem Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra*****

- Basel–Cochem–Trier–Basel **9 Tage ab Fr. 1590.–**
 - Basel–Holland–Basel **15 Tage ab Fr. 2990.–**
 - Passau–Basel v.v. **9 Tage ab Fr. 990.–**
 - Basel–Amsterdam–Basel **9 Tage ab Fr. 1090.–**
- Ab-Preise: günstigste Kategorie in Nebensaison, inkl. VP

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug vorab oder an Bord buchbar | ⁽³⁾ Gegen Aufpreis (Fr. 45.–) zum Ausflugspaket vorab buchbar
⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | ⁽⁶⁾ Fotopaket buchbar für Fr. 190.– | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Advice

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch



Der zweifelnde Mehrheitsrest soll den Mund halten: Body-Stories-Kampagne.

Essay der Woche

Wir sind alle schön!

Von Peter Keller — Nicht mehr abnehmen müssen und glücklich fett sein. Die «Body Positivity»-Bewegung will, dass jeder seinen eigenen Körper toll findet. Was als Befreiung vom Schönheitsdiktat der Werbeindustrie begann, ist längst selber zum Zwang geworden – und eine Absage an das bessere Ich.

Neu es Jahr, neue Vorsätze. Oder eher, neu es Jahr, alte Vorsätze. Aufhören mit Rauchen; weniger Handy, mehr Bücher; Freunde treffen; richtige Briefe schreiben. Und dann in allen Variationen: mehr Sport, gesünder essen und gerne ein paar Kilos loswerden.

Mit dem jährlich wiederkehrenden Kampf gegen das Übergewicht soll es nun aber vorbei sein. Gemäss *20 Minuten* würden immer mehr «Frauen aufs Abnehmen im neuen Jahr pfeifen». Dank der Body-Positivity-Bewegung stünden Diäten nicht mehr auf dem Pflichtprogramm der guten Vorsätze. Dazu zitiert die Gratiszeitung eine Schweizer Body-Positivity-Aktivistin: «Dicksein und Glückseligkeit, Zunehmen und Schönsein sind keine Gegensätze.»

Die aus den USA stammende Bewegung will, dass alle Menschen ein positives Körperbild entwickeln und ihren eigenen Körper akzeptieren sowie auch die Körper aller anderen. Die Glücksbotschaft mit Befehlscharakter lautet: «Ich bin schön! Wir sind alle schön!» Das

Schweizer Fernsehen erkennt einen «neuen Internet-Trend». Tatsächlich wimmelt es in den sozialen Medien von Hashtags zur Body-Positivity, wie #selflove, #mentalhealth, #self-acceptance, #antidietculture. Allein unter dem Haupt-Hashtag #bodypositive finden sich über acht Millionen Beiträge auf Instagram.

Nicht sagen, was ist

Die Mehrheit der Posts stammt von Frauen, die allerdings genauso deutlich abweichen von der unspektakulären Du-und-ich-Realität wie die überperfekten Alles-ist-toll-Stars auf der anderen Seite des Instagram-Universums. Da quillt es aus den Bikinis, man streckt stolz sein Schlabberbäuchlein in die Kamera, Cellulite wird ins beste Licht gerückt. Frau prahlt mit Schwangerschaftsstreifen, gutgefüllten Flanell-Trainerhosen, trägt ein Umhängeherz aus Pizza. In einer Art Kernschmelze dieser Bewegung badet das Plus-Size-Model Iskra Lawrence in einem Meer von Chipstüten.

Genderforscherin Franziska Schutzbach findet solche Selbstdarstellungen entgegen der üblichen Körpernormen wichtig und begrüßenswert. Und ja, es ist unbestritten, dass die Schönheitsindustrie von Beginn an Standards setzte, die bis dato insbesondere in Frauen eher schlechte als gute Gefühle hervorriefen, wenn sie nicht dem Idealmassmodell 90–60–90 entsprechen.

Ebenso unbestritten ist, dass Menschen an der Bildkultur der Perfektion leiden, sich hässlich fühlen. Doch wird auch die Body-Positivity weiterhin über das (Körper-)Bild vermittelt, wie Schutzbach kritisch festhält. Sie ist eine weitere Oberfläche, auf die wir unsere von Konsum, Gier und Narzissmus hervorgebrachten Wünsche projizieren, und niemand weiss das besser zu instrumentalisieren als die Markenindustrie: Nur mal rasch ein paar andere, «neue» Bilder ins Netz gestellt, und der Kaufrausch kann weitergehen, die Welt ist wieder im Lot.

Auf dem Web-Portal www.glamour.de findet sich zwischen Make-up-Trends, Frisuren



lich-Wahres –, war einmal. Nicht sagen, was ist, lautet der neue moralische Imperativ.

Body-Positivity ist nicht das, was sie zu sein vorgibt – das Modelabel Evergreen zum Beispiel setzt dem gierigen *consumer*-Blick nur eine weitere Hochglanzerfindung vor: Nun hat es auch die dickliche Frau geschafft, wenn sie nur den richtigen Farbfilter verwendet und die XXL-Hüfte hollywoodmässig in Pose setzt. Männer sind von der Bewegung vorläufig kaum betroffen, man will sie (noch) nicht sehen, die hühnerbrüstigen, birnbäuchigen oder verpickelten Geschöpfe. Body-Positivity ist an das kauffreudigere Geschlecht adressiert. Denn was preist Dove, was preisen Evergreen und ähnliche Marken an? Ein Produkt – der Kapitalismus macht schliesslich jeden Moraltrend zu Geld. Was machen Instagram und andere soziale Medien? Sie vermitteln das Gefühl, es trotz fehlender Schönheit auch mal vor ein Publikum geschafft zu haben, anklagend, mit dem Finger auf jene zeigend, die den Claudia Schiffers von heute den Vorzug geben.

Ob man es will oder nicht, ob man es sagt oder nicht: Weiblichkeit oder Männlichkeit, Fettleibigkeit, Behinderungen, Sexualitäten, Hautfarben sind reale Gegebenheiten, die sich sozial auswirken. Berufe können je nach Körperzustand bestimmten Menschen verwehrt bleiben, manche erfahren Häme oder Ausgrenzung, manchmal Gewalt. Da ist viel Ungerechtigkeit dabei, aber zu leugnen, dass das Aussehen auch mit Anstrengung oder selbstverschuldeter Schlabbrigkeit zu tun hat, hilft nicht weiter. Warum ist das Unwohlsein am eigenen Körper auf einmal unbegreiflich geworden? Wie soll ein Mensch so leicht umdenken können und plötzlich aus seinem schiefen Gesicht, seiner Fettleibigkeit heraus grenzenlose Selbstliebe hervorquetschen?

Frieden mit sich selber

Soziale Medien, Instagram, Snapchat vermitteln den Eindruck, alle seien fotogen, dank Filter und anderen Bildbearbeitungsinstrumenten. Doch die Idee der Schönheit – auch der «Schönheit aller» – ist ein Konstrukt, ein unerreichbares Ideal, in Realität kaum ohne Radikaldiäten, permanenten Sport oder OPs zu haben. Und ja, dann gibt es die – so erscheinen sie uns – Auserwählten, die einfach nur schön sind, von vornherein ist alles da, Symmetrie, Proportionen, Glätte, der Schimmer. Es gibt das göttliche Gen, das auch der Wunderpianistin, dem Schachgenie zugefallen ist – und uns anderen leider versagt geblieben ist. Wir sind nicht alle Mozart oder Einstein. Wir sind auch nicht alle schön.

Negative Gefühle im Hinblick auf den eigenen Körper zu artikulieren, ist tabu geworden; es ist die wohl raffinierteste Marktstrategie seit Beginn der Bildkultur: in Frauen (zunehmend auch in Männern) Schuldgefühle ob ihrer Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper zu wecken und sie dazubringen, Zeugs zu kaufen, Apps herunterzuladen. Es ist nicht die erste körperradikale Bewegung, die kommerzialisiert wird, es gab den Punk, die dünnen Menschen der Calvin-Klein-Werbung, den Heroin-Chic der 90er. Nun allerdings wird der weiblichen Traurigkeit angesichts unerreichbarer Konsumbilderwelten das bisher lukrativste Sentiment hinzugefügt: die Scham über die Scham am eigenen Körper.

In den Top Ten der beliebtesten Beiträge von #bodypositive findet sich ein Doppelbild von «jennafree». Einmal als seidige Schwimmanzug-Schönheit mit zurechtgeföhnter Cindy-Crawford-Frisur, dazu die Jahreszahl 2010. Daneben die «jennafree»-Version von 2018 im zerknitterten Freizeitlook, sichtlich aus der Form geraten, aber lächelnd mit Victoryzeichen. Ihre Botschaft: «Ich habe mein eigenes Überbild besiegt, mich selber befreit, free Jenna!» Unter dem Bild-Post schreibt sie, man könne nicht ewig seinem Ideal hinterher-

hungern. Sie wolle sich gut fühlen, sie wolle Frieden mit sich selber, «I want to have peace of mind (which I do)».

Es ist so, der Mensch soll keinen Krieg gegen seinen Körper führen, und es ist richtig, wenn die Modeindustrie und die Werbung Abstand nehmen (müssen) von einem unerreichbaren und nicht selten manipulierten Schönheitsideal. Aber das Gegenteil von übertrieben ist auch übertrieben. Sich gehen lassen ist nicht die Alternative zu sich quälen.

Ein gewisses Mass an Selbstunzufriedenheit steht am Anfang der persönlichen Entwicklung. Ich will fitter sein, gesünder, attraktiver. Aber auch fleissiger, geschickter, erfolgreicher. Man stelle sich eine



Plus-Size-Model Lawrence.

Sich gehen lassen ist nicht die Alternative zu sich quälen.

«Brain Positivity»-Bewegung vor, wo jeder Mensch sein «Hirn», seine Bildung oder eben Nichtbildung zu akzeptieren hat, nach dem Motto: «Wir sind alle klug.» Das wäre ein so offensichtlicher Unfug, wie ihn eben auch die Body-Positivity-Aktivistinnen mit ihrem Anliegen aufführen. Wenn die Menschen beginnen, sich so zu akzeptieren, wie sie sind, ist das auch eine Absage an das bessere Ich, an mein eigenes Potenzial – und in der Summe eine Absage an den menschlichen Fortschritt schlechthin.

und anderen Beauty-Tipps die Rubrik Body-Positivity. Hier verkündet Glamour.de ihren Kundinnen: «Zu klein, zu gross, zu dick, zu dünn, schlechte Haut? Das alles sollte uns nicht daran hindern, uns selbst zu lieben.» Worauf Kauf Tipp auf Kauf Tipp folgt – BHs in Übergrösse, «Schwimmanzüge für alle»; man lobt Kleiderketten, die mit unretuschierten Models Werbung machen. Body-Positivity ist längst zum Business geworden.

Selbstverschuldete Schlabbrigkeit

Seinen eignen Körper lieben, egal, wie er aussieht, und es der ganzen Welt unter die Augen reiben hat jedoch nur wenig mit Freiheit und Emanzipation zu tun, sondern mit einer anderen Form von Oppression. Es geht der Körperpositivität weniger darum, ein bejahendes Selbstbild zu schaffen, als Zuschauerkritik zu üben, also diejenigen anzugreifen, die das Klischee mit der Wespentaille wollen. Die Bewegung arbeitet dafür genauso mit einem Schönheitsdiktat, will dieses nur neu definieren: Allen Widrigkeiten zum Trotz wird herausposaunt, doch eigentlich auch supersexy zu sein, selbst wenn der Rest der Welt es nicht kapiert. Und dieser zweifelnde Mehrheitsrest soll gefälligst den Mund halten. Wehe, jemand wagt es, auf körperliche Unzulänglichkeiten oder Nachlässigkeiten anderer hinzuweisen. Ihm oder ihr blüht die Inquisition der Moderne: der Shitstorm. Sagen, was ist – auch Unfreund-

Unmögliches Boulevardblatt

Von Christoph Mörgeli — Der *Blick* wird 2019 sechzigjährig. In der letzten Lebenshälfte tickte die Zeitung konsequent links der Mitte. Ein bemerkenswerter Sonderfall entgegen allen Marktgesetzen.

Seit 1959 unterhält der *Blick* das Deutschschweizer Publikum an sechs Wochentagen mit fetten Schlagzeilen, knackigen Stories und aufregenden Bildern. Der etwas bravere *Sonntagsblick* feiert das 50. Jahr seines Bestehens. Bevorzugt werden titeltaugliche Kürzestwörter wie «Bub», «Sex» oder «Grosi». Ein Bundesrat namens «Ogi» sorgte nicht zuletzt wegen seines boulevardtauglichen Namens für Furore. Alle paar Wochen wird irgendein «Grüsel» durch die Gassen gejagt. Am schönsten ist es, wenn ein mehr oder weniger Prominenter «auspackt» und sein Opfer dann «zurückschlägt». Sofern öffentlichkeits-taugliche Streithähne immer wieder reagieren, lässt sich eine Geschichte locker eine volle Woche durchziehen. Die Zeile «Jetzt rede ich» ist ebenso beliebt wie das Doppelgeständnis «Ja, es ist Liebe» oder – fast noch besser – wieder einmal ein «Liebes-Aus».

Verbrechen, Sex, Sport

Der *Blick* beruht auf einer Idee von Helmut Kindler, in dessen Verlag die Memoiren des Chirurgen Ferdinand Sauerbruch am besten einschlugen – reine Fake News eines Demenzzkranken, fabriziert durch einen gewissenlosen Ghostwriter. Doch aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen zwischen dem linksgerichteten Kindler und dem gutbürgerlichen Ringier-Verlag hinsichtlich des publizistischen Inhalts trennte sich der Deutsche bald wieder

Wer gegen das politische Establishment opponierte, stand fortan im medialen Dauerfeuer.

von seinen Anteilen. Mit von der Partie war in den Anfängen auch die Jean Frey AG (damals Herausgeberin der *Weltwoche*). Die NZZ sprach am Tag der *Blick*-Erstausgabe von einem «Elaborat», das in Inhalt und Aufmachung «exakt jener Sorte von Blättern gleicht, die auf den Boulevards ausländischer Grossstädte marktschreierisch angepriesen» würden. Das Motto laute: «Wir wünschen grössere und bessere Morde.»

Was die Realität nicht hergab, versuchte die erste Nummer vom 14. Oktober 1959 mit den beiden Fortsetzungsromanen «Die Schöne von Amalfi» und «Kuss vor dem Tode». Dabei wurde das Publikum mit folgenden Schlagzeilen zur Lektüre animiert: «Ich werde dem gehören, der mich von meinem Mann befreit.» – «Das ist



Traumhafter Höhenflug: erste Ausgabe, 1959.

der unheimliche Wunsch einer leidenschaftlichen Frau aus dem heissen Süden Italiens.» – «Sie wollte nur seine Liebe, er wollte nur ihr Geld.» Die *Blick*-Macher legten das Schwergewicht in den ersten Jahren auf Kriminelles, Sexuelles und Sportliches. Entgegen den Hoffnungen der meisten Politiker und der Verantwortlichen anderer Tageszeitungen erwies sich der Boulevard auch in der Schweiz als erfolgreich. Bis in die achtziger Jahre konnte die Auflage kontinuierlich auf 380 000 Exemplare gesteigert werden.

Diesen traumhaften Höhenflug verdankte der *Blick* neben dem beliebten Bingo-Spiel auch dem prononcierten politischen Rechtskurs von Peter Uebersax, Chefredaktor von 1961/62 und erneut von 1980 bis 1986. Er fuhr die blutrünstige Sparte Verbrechen zurück zugunsten des noch besser verkäuflichen Sex. Die legendäre Aufklärerin Marta Emmenegger unterhielt die Leser mit ihrem täglichen Beitrag. Uebersax verteidigte seine Obenohne-Mädchen auf Seite drei gegen jede konservative oder feministische Kritik. In Zeiten von Reagan und Thatcher bildete die rechte Weltanschauung durchaus ein Abbild der damaligen politischen Grosswetterlage. Der *Blick* fuhr dem Bundesrat asylopolitisch massiv an den Karren und kritisierte speziell den Zustrom von Zehntausenden Tamilen in die

Schweiz. Das Blatt verhalf der jungen Autopartei zu ungeahnten Erfolgen, indem es neue Tempolimiten genauso wie Benzinpreiserhöhungen bekämpfte. Aus heutiger Sicht lag dieser Boulevard angesichts der «Waldsterben»-Hysterie wissenschaftlich wesentlich näher an der Wahrheit als die damals wortführenden Wissenschaftler und Bundesräte. In der Ära Uebersax scheute der *Blick* nicht einmal die allmächtige SRG und ätzte schonungslos über Langeweile und Linksdrall bei den Monopol-sendern.

Kurswechsel mit Michael Ringier

Mit Michael Ringier, der 1985 Direktionspräsident und 1990 Verwaltungsratspräsident wurde, erfolgte ein deutlicher Kurswechsel. Interne Kenner führen dies vor allem auf die Einflussnahme zweier linksliberal tickender Persönlichkeiten zurück, nämlich von Ellen Ringier und Frank A. Meyer. Die kulturell und gesellschaftlich bestens vernetzte Verlegergattin äusserte sich nach der Kaltstellung von Uebersax in einem Radiointerview befriedigt, dass sie sich nicht mehr für den *Blick* zu schämen brauche und dass man jetzt eine anständige Zeitung machen wolle.

Seit den späten Achtzigern ist – allenfalls mit Ausnahme des Strafvollzugs – keine politische *Blick*-Kampagne mehr geführt worden, die nicht das Mitte-links-Lager unterstützt hätte. Sofern sich die Reichen und Mächtigen auf der richtigen Seite bewegten, wurden sie im *Blick* gelobt, gepriesen und gefeiert. Wer aber gegen das politische Establishment opponierte, stand fortan im medialen Dauerfeuer – speziell Christoph Blocher, der dank seiner



Schonungslos: Chefredaktor Uebersax, 1984.

prägnanten Äusserungen eigentlich die ideale Identifikationsfigur der *Blick*-Leser abgeben würde. Doch statt den Arbeitern und einfachen Bürgern eine Stimme zu geben, feierte das Blatt die Europäische Union und gab 1992 Vollgas in Richtung EWR-Beitritt.

Damit durchbrach der *Blick* – im Gegensatz zu seinen osteuropäischen Schwesterzeitungen des Hauses Ringier – die eiserne Regel des internationalen Boulevards: Dieser muss sich auf die Seite der kleinen Männer und Frauen schlagen, die von den Regierenden vernachlässigt, von den Bürokraten schikaniert, vom Staat gegängelt und von den Linken um ihre sauer verdienten Ersparnisse gebracht werden. Er sollte den Werkträgern eine Stimme geben, die Tag für Tag sich und ihre Familien durchbringen, während Sozialschmarotzer, Scheinflüchtlinge und Ausländer ihnen die Butter vom Brot wegstehlen. Das ist selbstverständlich grob vereinfacht, aber eben Boule-

vard. Und weil die Menschen im Allgemeinen nicht nur höchsten Instinkten folgen, wollen sie die Hätschelkinder des öffentlichen Interesses aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft nicht unkritisch bengalisch beleuchtet sehen. Sondern schonungslos demontiert – dank Beziehungskrächen, Scheidungskriegen, Drogen- und Alkoholmissbrauch, Betrügereien, Strafverfahren oder Erkrankungen – am liebsten Mager- oder Esssucht.

«Jetzt ist Blocher ganz weg»

So funktionieren *Bild*, *Kronen-Zeitung*, *The Sun*, *Daily Mirror*, *Herald Sun*, *Expressen*, *Dagbladet*, *De Telegraaf*. Sie alle haben begriffen, was Kurt W. Zimmermann auf die Formel bringt: «Boulevard und Political Correctness vertragen sich nicht.» Ganz anders beim Schweizer *Blick*. Dieser ersetzt seit ziemlich exakt den letzten drei Jahrzehnten seines sechzigjährigen Bestehens das sozialdemokratische und grüne Parteipro-

gramm. Das Blatt warnt die Lastwagenchauffeure an den Raststätten vor dem Klimawandel, wirbt bei den Hausfrauen für staatliche Kulturförderung und predigt den Handwerkern am Neun-Uhr-Stammtisch soziale Gerechtigkeit und EU-Anbindung. Die Auflage sank derweil unaufhaltsam auf 120 000 Exemplare. Die Chefredaktoren kamen und gingen. Der *Blick* huldigte der Personenfreizügigkeit,

Statt den Arbeitern und einfachen Bürgern eine Stimme zu geben, feierte das Blatt die EU.

dem Uno-Beitritt und dem Steuerpaket. Er bekämpfte die SVP-Asylinitiativen und am erbittertsten Blochers Einzug in den Bundesrat. Chefredaktor Werner De Schepper führte antikapitalistische Kampagnen gegen Banker und Pensionskassenverwalter, die Karl Marx kaum hätte übertreffen können. 2006 floppte die Zeitung mit ihrer Kritik am Asyl- und Ausländergesetz («Asylpolitik wie im Zweiten Weltkrieg?»), das von fast 70 Prozent der Stimmen angenommen wurde.

Ob Ruth Metzler oder Eveline Widmer-Schlumpf oder Philipp Hildebrand: Die Gegner der SVP waren automatisch die Freunde des *Blicks*. Dieser wählte Christoph Blocher im Fall von Bundesanwalt Roschacher «in das Komplott involviert». Nach Blochers Abwahl herrschte auf der Redaktion ausgelassene Champagnerstimmung, und sie jubelte etwas verfrüht: «Jetzt ist er ganz weg. Gestern räumten Zügelleute die Berner Altstadtwohnung von Alt-Bundesrat Christoph Blocher.»

Immerhin bleibt bemerkenswert, dass Ringiers Boulevard – hart bedrängt auch von den meinungsarmen Gratismedien – dreissig Jahre lang konsequent am Mitte-links-Kurs festgehalten hat. Und zwar entgegen jeder ökonomischen Vernunft, denn der *Blick* verliert laufend Geld. Eiserne Garanten des Linkskurses waren neben dem Verlegerpaar Ringier und Frank A. Meyer langjährige Journalisten wie Henry Habegger, Beat Kraushaar oder Christoph Lenz. Heute jagt Fabian Eberhard tagtäglich Rechte, und die journalistische Existenzberechtigung von Thomas Ley scheint sich so ziemlich in seinen Angriffen auf die SVP zu erschöpfen. Ökonomische Rücksichten werden mittlerweile insofern genommen, als die Schweizer Wirtschaftsgrößen im Vergleich zur Ära De Schepper von Kritik auffallend verschont bleiben. Auch beim *Blick* hapert es im Inseratebereich erheblich. Zuverlässig erscheint nur noch die Seite mit Sexinseraten. Doch diese ist hoffnungslos von gestern. Denn die Jungen geniessen Sex and Crime heute online. Und das Liebesleben von Sofia Richie ist für sie viel aufregender als das unsittliche Angebot des Salons «Jolanda» in Schafisheim.



«Anständige Zeitung»: Ellen und Michael Ringier, 2014.



Publizist Frank A. Meyer.



Antikapitalistische Kampagnen: *Blick*-Chef De Schepper, 2002.

Die SP macht auf SVP

Von Christoph Mörgeli

Die SP und die Gewerkschaften wissen ganz genau: Am 9. Februar 2014 haben viele ihrer Anhänger der SVP-Masseneinwanderungsinitiative zum Durchbruch verholfen. Es gibt kaum einen SP-Wähler, der ans Märchen eines funktionierenden Sozialstaats ohne Grenzen glaubt. Darum überliessen SP und Gewerkschaften den Vortritt bei der Nichtumsetzung der Volksinitiative noch so gerne Kurt Fluri und dessen FDP. Doch je näher die eidgenössischen Wahlen heranrücken, desto mehr prügeln SP-Exponenten auf die böse EU und die bösen Zuwanderer ein.

Nationalrätin Jacqueline Badran sagte im *Tages-Anzeiger*: «Nur weil es in unserem Parteiprogramm steht, heisst das noch lange nicht, dass wir direkt in die EU wollen.» Sie gehöre schon lange zu den «absoluten Gegnern» eines EU-Beitritts und «kritisiere auch die Personenfreizügigkeit». Dann kommt's noch dicker von der Sozialdemokratin: «Eine jährliche Nettozuwanderung von 40 000 bis 80 000 Personen ist nicht haltbar.» Dieselbe Jacqueline Badran stimmte im Parlament selbstverständlich gegen die Umsetzung des Verfassungsauftrags, der genau die von ihr kritisierte Massenzuwanderung unterbunden hätte.

Vor den Wahlen vom 20. Oktober hauen die Linken publikumswirksam auf den Putz. Sie motzen über die Euro-Zone mit ihrer verfehlten Einheitswährung. Sie schimpfen über die Lohnnivellierung nach unten. Sie hacken auf der Unionsbürgerschaft mit gemeinsamem Sozialversicherungssystem herum. Kurz: Die SP macht auf SVP. Doch wenn's drauf ankommt, stimmt sie eiskalt das Gegenteil. Denn sie verspricht sich gemäss Parteiprogramm «mit einem EU-Beitritt volles Mitspracherecht statt automatische Rechtsübernahme». Die EU ist der SP solange recht, wie sie der Umverteilung und der Überwindung der bürgerlich-liberalen Schweiz dient. Da ist ihr der bürokratische Zentralismus in Brüssel höchst willkommen. Sobald die EU aber auf unseren Lohnschutz losgeht, beschwört die SP die schweizerische Unabhängigkeit und die direkte Demokratie. Das ist prinzipien- und charakterlos. Würde sich die SP auch mit einer Diktatur verbünden, um ihre Ziele durchzusetzen? Die aktuelle Theateraufführung der Sozi-Laientruppe ist billige Schlangenfängerei. Früher gab's bei den Linken noch stolze Rothirsche, die nach den Wahlen das Versprochene auch hielten. Heute nur noch windige Chamäleons mit klebriger Zunge.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Schluss mit Auto-Überfremdung

Von Peter Bodenmann — Mehr als drei Millionen importierte Fahrzeuge werden schrittweise verschrottet. So oder so.



Die Zukunft gehört den heissen Flüster-Schlitten: Elektro-Shuttle von Bosch.

In Frankreich leiden die linken Parteien. Die Sozialisten sind futsch und fertig. Die einst starke kommunistische Partei nicht einmal mehr ein Schatten ihrer selbst. Die Trotzkiten spalten sich laufend weiter.

Jetzt haben die in Teilen der Gewalt gegen Sachen nicht ganz abgeneigten *gilets jaunes* aus dem ländlichen Raum heraus einiges in Bewegung gebracht.

Macron ist in der Defensive. Neu wird der Staat – und nicht etwa die Unternehmen – jeden Mindestlohn um 100 Euro im Monat aufbessern. Die unsozial ausgestaltete CO₂-Abgabe ist tot. Macron wird die Latte der unsinnigen Maastrichter Kriterien reissen.

Die *gilets jaunes* werden von Mélenchon wie von Le Pen unterstützt. Neu auch von Salvini. Das Klassenkämpferische gewann in den letzten Wochen an Boden, das Fremdenfeindliche verlor an Einfluss. Immerhin.

Die Rezepte gegen dieses Gelbfieber sind bekannt: sozial statt neoliberal. Deutschland muss seine Niedriglohnpolitik aufgeben. Es braucht – in welcher Form auch immer – innerhalb der EU einen Finanzausgleich zwischen wirtschaftlich starken und wirtschaftlich schwachen Regionen. An Ideen wie Euro-Bonds oder gemeinsamer Arbeitslosenversicherung fehlt es nicht.

In Bern bringt unser Nationalrat nicht einmal ein lächerliches CO₂-Gesetz zustande. Im

Gegensatz dazu drückt die EU der Autoindustrie brutal tiefe Grenzwerte aufs Auge. Im EWR-Land Norwegen werden bereits heute 15-mal mehr Elektroautos zugelassen als in der Schweiz.

Erinnern wir uns: 1992 trommelten die Grünen – angeleitet von Rudolf Strahm – mit dem Argument gegen den EWR, die EU werde die Schweiz umweltmässig ruinieren. Nur dank diesen Irrläuferinnen und Irrläufern schaffte der EWR das Volksmehr nicht.

Die Zulieferer der Autoindustrie wollen – wie das Beispiel Bosch lehrt – nächstens sich selbst steuernde heisse Elektro-Shuttles auf den Markt bringen. Niemand braucht mehr – auch nicht im hinterletzten Krachen – ein eigenes Auto, um mobil zu sein. Die Zahl der Autos in der Schweiz wird von über 4 Millionen auf 850 000 sinken. Die Zahl der Parkplätze von über 10 Millionen auf unter 2 Millionen.

Die Überfremdung mit ausländischen Fahrzeugen neigt sich dem Ende zu. Wird Simonetta Sommaruga diesen Prozess – im Gegensatz zu ihren Vorgängern – begreifen und beschleunigen? Wohl kaum. Spielt aber dank der EU und Bosch keine grosse Rolle.

Wann wird die EU sozial so innovativ wie in Sachen Umweltschutz? Drücken wir den *gilets jaunes* die Daumen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Schimpfwort «Qualitätsmedien»

Von Kurt W. Zimmermann — Gesinnungsmedien, Lügenmedien, Lückenpresse, Systemmedien, Zuspitzungspresse.

So viel Zuspruch hatte Eric Gujer noch selten. Denn Eric Gujer kritisierte seine Berufskollegen.

NZZ-Chefredaktor Gujer kam in seinem letzten Kommentar auf die Affäre um die getürkten *Spiegel*-Reportagen zurück. Er sah darin, mit Blick auf Deutschland, nicht das individuelle Problem eines schreibenden Münchhausens, sondern das Versagen des Mediensystems.

Gujer über heutige Journalisten: «Die Wirklichkeit wird passend gemacht, bis sie den eigenen Vorstellungen entspricht.»

Die Reaktionen auf seine Branchenkritik waren durchschlagend. Es hagelte Zustimmung. Die Zustimmung lässt sich in den Oberbegriffen zusammenfassen, mit denen die Leser die aktuelle Journaille bedachten: Gesinnungsjournalismus, Lügenmedien, Lückenpresse, Mainstreammedien, Systemmedien, Zuspitzungspresse.

Natürlich fehlte auch die bewährte Lügenpresse nicht, die seit dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870 zum deutschen Vokabular gehört.

Interessant an den Reaktionen auf Gujer war zudem, dass auch dieses neue Schimpfwort auftauchte, das neuerdings die Diskussion belebt. Das Schimpfwort heisst «Qualitätsmedien».

Ja, man muss inzwischen vorsichtig sein, über sogenannten Qualitätsjournalismus zu reden. «Qualitätsjournalismus» ist ein Synonym für die Selbstgefälligkeit und Einseitigkeit von Redaktionen geworden. In Deutschland wurde das vor allem rund um die Flüchtlingsfrage deutlich. Immigranten waren guterzogene Akademiker, AfD-Anhänger waren dafür alles dumpfe Neonazis, Trump-Wähler wiederum waren waffenstarrende Rassisten. Je schriller ihre Töne, allen vorneweg der *Spiegel* und die *Süddeutsche Zeitung*, umso lauter lobten die Journalisten ihre eigene Qualität.

Leser hingegen wollen diese Schlachtgesänge nicht mehr hören. Sie verstehen nicht unter Qualität, dass die Wirklichkeit passend gemacht wird, bis sie den eigenen Vorstellungen der Journalisten entspricht.

In den USA gibt es dieselbe Gegenbewegung. Auch hier hat der «quality journalism» besonders bei konservativen Lesern den Status einer eher sarkastischen Typenbeschreibung erlangt. Ausgelöst haben dies die *New York Times* und die *Washington Post* mit ihrer obsessiven Treibjagd auf den Präsidenten. Um die 7000 Lügen habe Donald Trump inzwischen abgedondert, zählten sie zuletzt. Zum Glück



Zuspitzungspresse: NZZ-Chefredaktor Gujer.

für die beiden Blätter hat niemand bei ihnen dieselbe Liste geführt.

Aber immerhin, der ideologisch unterfütterte Journalismus hat in den USA Erfolg. *New York Times* und *Washington Post* legten bei der Auflage deutlich zu, indem sie mehr Sektenjünger nach sich zogen. In Deutschland ist dieses Potenzial kleiner. Der *Spiegel*, hier der Sektenführer, verliert massiv an Auflage.

Damit kommen wir in die Schweiz. Und, wie öfters in dieser Kolumne, können wir unseren Journalismus loben. Die in Deutschland übliche und übergreifende Rudelbildung der Mainstream-Medien gibt es bei uns nicht. Wir haben uns die politisch-publizistische Debatte bewahrt, und dies meist in gepflegtem Ton.

Rechts der Mitte profilierten sich bisher etwa die *NZZ*, die *Weltwoche* und die *Basler Zeitung*. Links der Mitte standen etwa der *Tages-Anzeiger*, *Le Temps* und einige Gefässe von SRF. Die *Basler Zeitung* wurde nun an Tamedia verkauft und wird darum linksliberaler. Andere, wie die *Aargauer Zeitung*, gehen in eine Fusion mit den *NZZ*-Regionalmedien und werden darum eher konservativer. Die Meinungsvielfalt ist weiterhin breit.

Meinungsvielfalt ist der Schlüsselfaktor bei der Betrachtung eines Mediensystems. Schweizer Medienkonsumenten bekommen auch in Zukunft sehr unterschiedliche Sichtweisen vorgesetzt. Man kann das Qualität nennen.

Noch grüner

Von Henryk M. Broder — So lustig kann die Öko-Partei sein.

Wie Sie vermutlich wissen, haben die Grünen in Deutschland derzeit einen «guten Lauf». Bei den Landtagswahlen in Bayern am 14. Oktober 2018 kam die Öko-Partei auf erstaunliche 17,7 Prozent, zwei Wochen später in Hessen sogar auf 19,8 Prozent. Bei der Bundestagswahl im September 2017 blieb sie mit 8,9 Prozent zwar im einstelligen Bereich, wollte aber unbedingt an der Regierung beteiligt werden, egal mit wem. Wann immer die Kader öffentlich das Wort ergriffen, sah man in deren Augen schon die Nummernschilder ihrer Dienstwagen aufblitzen. Dementsprechend gross war die Enttäuschung, als sich die Hoffnungen nicht erfüllten.



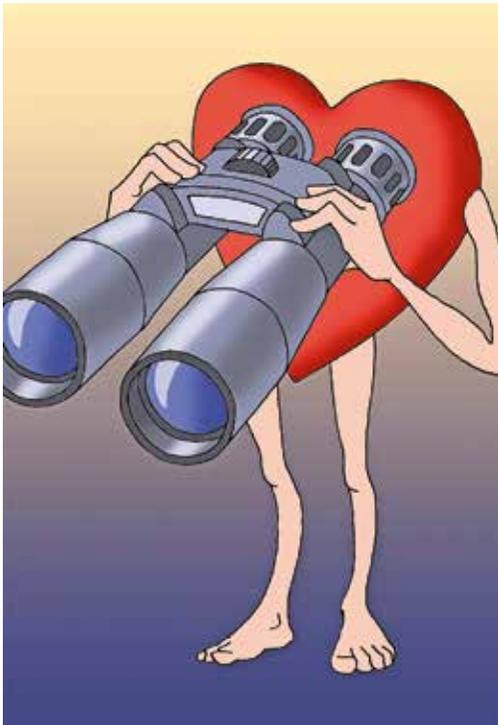
Nun stehen in diesem Jahr fünf Wahlgänge bevor, für die Landtage in Brandenburg, Sachsen und Thüringen, ausserdem für die Bremische Bürgerschaft und das Europa-Parlament. Obwohl in Thüringen erst am 27. Oktober gewählt wird, stellte der Vorsitzende der Grünen, Robert Habeck, bereits am vergangenen Sonntag eine Video-Botschaft ins Netz: «Wir versuchen, alles zu machen, damit Thüringen ein offenes, freies, liberales, demokratisches Land wird, ein ökologisches Land.» Es war nicht Habecks erste Fehlleistung dieser Art. Bereits vor der Bayernwahl hatte er dazu aufgerufen, die Grünen zu wählen, um die «Alleinherrschaft» der CSU zu beenden. Damit es «endlich wieder Demokratie in Bayern» gibt. Denn überall, wo die Grünen nicht mitregieren, ist die Demokratie entweder gefährdet oder schon abgeschafft.

Was Habeck im Fall von Thüringen übersehen hatte: Seit Dezember 2014 wird der Freistaat von einer rot-rot-grünen Regierung aus Linkspartei, SPD und den Grünen regiert. Im Fussball würde man von einem Eigentor sprechen. Für die Grünen war es ein Kommunikationsproblem. Sie nahmen den Clip offline, «weil viele ihn falsch verstanden haben», was Habeck sagen wollte, war: «Thüringen soll einfach noch grüner und ökologischer werden.»

Ja, so lustig können die Grünen sein. Und der von den Medien als «Hoffnungsträger» bejubelte Habeck ist der lustigste von allen. Bevor er die Führung der Partei übernahm, war er Minister in Schleswig-Holstein, zuständig für Energiewende, Landwirtschaft, Umwelt und ländliche Räume. Er selbst nannte sich «Draussen-Minister». Da sage noch einer, die Grünen hätten keinen Humor.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als überzeugtes SVP-Mitglied Simonetta Sommaruga sympathisch finden?

Jérôme Schwyzer, Suhr

Ja, klar. Sympathie ist kein Willensakt, sondern ein Gefühl, das sich aufgrund bestimmter Übereinstimmungen ergibt. Selbstverständlich kann ich eine Person menschlich sympathisch finden, auch wenn sie mir politisch unsympathisch ist. Kein Mensch ist für alle durchgehend unsympathisch. Jeder Mensch, auch der schlimmste, hat Eigenschaften, die als sympathisch empfunden werden können. Nur das absolut Böse ist absolut unsympathisch, aber der Mensch ist zum Absoluten unfähig. *Roger Köppel*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Unveröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

Leserbriefe

«Mit welchem Recht lächeln wir eigentlich über die Potentaten in sogenannten Bananenrepubliken?» *Max Knecht*

Schweiz als Modell für Europa

Nr. 1 – «Kommissar Hahn kräht»; Urs Paul Engeler über Johannes «Gio» Hahn

Wer solch gescheitertes Führungspersonal in der EU-Kommission arbeiten lässt, muss sich nicht wundern, dass Europa in einer institutionellen Krise steckt. Zahlreiche Baustellen machen das deutlich. Da wundert man sich nicht mehr, wenn Rumänien als korruptes Land das EU-Präsidium führt. Die europäischen Spannungsfelder und der Brexit haben auch ihre Auswirkungen auf die Schweiz. Das Rahmenabkommen mit der EU ist Zitterpartie und Hochrisiko zugleich. Dennoch tut der Bundesrat gut daran, einen Canossagang nach Brüssel zu vermeiden und mit Selbstbewusstsein die Schweiz als Modell für Europa zu vertreten. Ohne direkte Demokratie, Föderalismus, Milizsystem, Bürgernähe, gelebte Multikulturalität (mit vier Landessprachen) und Respekt vor Minderheiten, wie wir dies seit 1848 vorleben, wird Europa keine Zukunft haben.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Geostrategische Umverteilung

Nr. 1 – «Geldpolitik in der Schockstarre»; Florian Schwab über Thomas Jordan

Nicht nur Devisenverluste gehen zu Lasten des Volksvermögens, auch Devisengewinne sind aufgeschobene, beispielsweise verdeckte Verluste, weil sie von Notenbanken erzeugte, gigantische Marktmanipulations-Blasen sind. Mit geostrategischer Umverteilung zur Konkursverzögerung von EU und USA wollen Profiteure und Vasallen die Probleme auf unsere Kosten lösen: Nicht der Franken ist zu stark, nein, unsere Regierung und die anderen Währungen sind zu schwach!

Bruno Ackermann, Adligenswil

Vernünftig

Nr. 1 – «Zeitenwende in Brasilien»; Flavio Morgenstern über Jair Bolsonaro

Vielen Dank für den ersten (!) vernünftigen Artikel über Brasilien. *Peter Toscan, Zürich*

Pendant zum «Hütet euch am Morgarten»

Nr. 1 – «Wo Zwinglis Macht zerschellte»; Gerhard Pfister über den Reformator

In seinem berührenden Beitrag stellt Gerhard Pfister seine engere Heimat mit so viel Zuneigung vor, dass beim Leser, dem die Gegend vertraut ist, ureigene Reminiszenzen hochkommen. Allerdings erwähnt Pfister mit keinem Wort einen der wichtigsten Zeitzeugen des



«Zahlreiche Baustellen»: EU-Kommissar Hahn.

schweizerischen Selbstbehauptungswillens: die «Bloodhound»-Lenkwaffenstellung beim Kloster Maria Hilf auf dem Gubel ob Menzingen. Die BL-64 wurde ab den 1950er Jahren nicht nur zur Wahrung der schweizerischen Lufthoheit, sondern auch zu derjenigen des Vereinigten Königreiches sowie von Australien, Schweden und Singapur eingesetzt. Jahr für Jahr pilgern Luftwaffenveteranen dieser Länder auf den Gubel, um der einstigen Paradewaffe ihre Reverenz zu bezeugen, und sie werden bei ihrem Besuch von den Schwestern vom Heiligen Kreuz gastfreundlich verköstigt. Es täte auch jedem unserer Entscheidungsträger gut, im Rahmen des gegenwärtigen polittaktischen Hickhacks um die Gestaltung unserer künftigen Luftraumverteidigung dieses Mahnmal unserer unbedingten Verteidigungsbereitschaft während des Kalten Krieges zu besichtigen – als modernes Pendant zum «Hütet euch am Morgarten»!

Jürg Lindecker, Greifensee

Nachweisbarer Effekt

Nr. 1 – «Wunder»; Editorial von Roger Köppel

In Ihrem bemerkenswerten Editorial klassifizieren Sie religiöse Menschen als Drogensüchtige, die meinen, eine exklusive Standleitung zu Gott zu haben, denn Gottes Wille sei für den Menschen nicht fassbar. Auch wenn ich dem zweiten Teil Ihrer Aussage zustimme, ist Ihre

Argumentation nicht zwingend. Das Verhältnis von Gott zu den Menschen ist nicht reziprok. Er versteht uns, da er uns geschaffen hat. Und wenn er will, ist es ihm durchaus möglich zu kommunizieren. Benutzt wird dabei die individuelle Standard-Standleitung, über die jeder Mensch verfügt, sobald er bereit ist, den Hörer abzunehmen und in sich hineinzuhorchen. Landläufig nennt man das Beten. Und viele Menschen, die das regelmässig machen, äussern sich erstaunlich übereinstimmend über den Effekt – was diesen wiederum empirisch nachweisbar macht.

Konstantin Beck, Hünenberg See

Mehr Weitsicht

Nr. 1 – «Die Herrliberger Verschwörung»; Rico Bandle über Franziska Schutzbach

Die Linken unterstützen alles, was die «Weltherrschäftler» wollen: die Globalisierung nicht nur des Handels, sondern auch der Menschen. Um das zu erreichen, wollen sie die Nationalstaaten abschaffen. Die Aussage, man dürfe mit den Rechten nicht diskutieren, da deren Diskussionsbereitschaft eine Falle sei, führt zur Spaltung der Bevölkerung – und letztendlich zu Krieg.

Werner Frey, Bronschhofen

Frau Schutzbach sollte doch lieber mal die Geschichte der SVP und jene der vormaligen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) studieren, welche massgebend und mit Erfolg die Nazi-Ideologie bekämpft hat. Gott sei Dank gibt es noch die Weitsicht in der *Weltwoche* – und neuerdings Tamara Wernlis Welt-sicht («Tamaras Welt»).

Peter M. Linz, Büsserach

Charakter und Anstand

Nr. 51/52 – «Schneider-Ammanns Millionengeschenk»; Florian Schwab über Rentenansprüche von Alt-Bundesräten

Mit welchem Recht lächeln wir eigentlich über die Potentaten in sogenannten Bananenrepubliken, die das Geld der Bürger in die eigene Tasche lenken? Es wäre schön, wenn Johann Schneider-Ammann in die Geschichte einginge als einer der wenigen Bundesräte mit Charakter und Anstand.

Max Knecht, St.Gallenkappel

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Die täglichen Trump- und Brexit-Meldungen lassen mich glauben, die Welt sei chaotischer geworden. Leben wir tatsächlich in unsicheren und instabilen Zeiten? Oder ist das bloss ein Gefühl, das durch die Medien vermittelt wird?

Martin M., Rorschach

Sie scheinen in Sorge zu sein über die allgemeine Weltlage. Woher kommt dieses Gefühl? Zunächst, die Welt ist nie in einem total sicheren und stabilen Zustand. Das war nie so und wird es auch in Zukunft nicht sein. Es geht auf der Welt immer wieder um Macht, Reichtum, Nahrung, Rohstoffe und dergleichen. Wie sagten schon die Römer: «Homo homini lupus» – der Mensch ist des Menschen Wolf.

Dass wir heute vielleicht glauben, es sei schlimmer als früher, hängt wohl damit zusammen, dass wir ununterbrochen von einer Flut von Nachrichten bedrängt werden. Wir erleben, was in ganz fernen Ländern geschieht, sind fast augenblicklich mit dem dortigen Geschehen konfrontiert, als würde dieses direkt vor der eigenen Haus-

türe stattfinden. Und irgendwo auf der Welt passiert immer etwas, sei es ein Unglück, eine Untat, ein Mord oder eine Streiterei.

Fast täglich schreibt Donald Trump etwas auf Twitter, und da die meisten Medien gegen Trump sind, wird alles entsprechend ausgeschlachtet und verallgemeinert. So bekommen wir den Eindruck, mit solchen Leuten an der Spitze werde das Leben immer unsicherer und unstabiler. Wer aber die erste Halbzeit von Trump verfolgt, wird erkennen: Etwas Katastrophales ist eigentlich nicht passiert.

Das Gleiche ist über den Brexit zu sagen. Einflussreiche Kräfte sind dagegen, dass Grossbritannien aus der EU austritt. Darum wird alles, was den Brexit betrifft, negativ geschildert. Dabei ist klar, dass Scheidungsvorgänge nie einfache Sachen sind. Doch so unangenehm und schwerwiegend sie auch sein mögen: Die Welt geht auch durch sie nicht unter.

Der Mensch hat es in der vergangenen, prosperierenden Periode verlernt, mit Unsicherheit und Instabilität umzugehen. Natürlich wird in den Medien vieles überzeichnet, weil solche Nachrichten bei den Menschen mehr Aufmerksamkeit erzeugen – auf jeden Fall mehr als die Botschaft, dass die Welt eigentlich im Ganzen ganz ordentlich beieinander ist ...

Trotz allem glaube ich, dass wir getrost in die Zukunft gehen können.

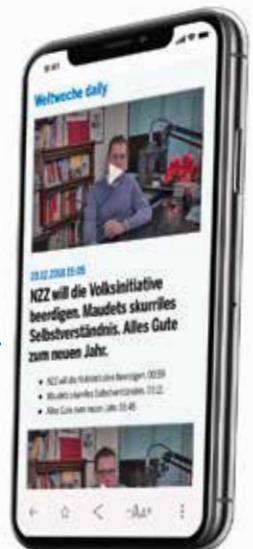
Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Unveröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

DIE  WELTWOCH

«Weltwoche daily» immer verfügbar.

Mit der *Weltwoche*-App empfangen Sie jede Sendung von «Weltwoche daily» bequem auf Ihrem Smartphone. Die App ist im Abonnement inbegriffen.



Helden der Gegenwart

Die Doppelbürger geben zu reden. Der Bund liefert brisante Zahlen und feiert die Schweizer mit fremden Pässen zugleich als Vorboten einer «transnationalen Politik». *Von Philipp Gut*

Die Diskussion um Doppelbürger und Doppeladler brachte Schwung in das Politjahr 2018. Kaum ein anderes Thema ist in der Öffentlichkeit so emotional und kontrovers besprochen worden. Dass es sich dabei nicht um eine Alibi-debatte handelte, zeigen neue, hochinteressante Zahlen. Xhaka, Shaqiri und Co. verkörpern demnach ein Massenphänomen. Der Anteil der Doppelbürger an der Gesamtbevölkerung nahm in den letzten Jahrzehnten rasant zu. Jeder vierte Schweizer verfügt heute über mindestens eine weitere Staatsbürgerschaft. Dabei ist zwischen Ausland- und Inlandschweizern zu unterscheiden. Zu Beginn der Datenerhebung im Jahr 1926 gaben beinahe alle der 200 000 Auslandschweizer an, nur die hiesige Staatsbürgerschaft zu besitzen. 2016 zeigte sich ein komplett anders Bild: Von den 775 000 Schweizern, die im Ausland lebten, hatten 570 000 einen oder mehrere andere Pässe. Das entspricht einem Anteil von rund drei Vierteln. Ähnlich steil verlief der Anstieg im Inland, hier ging es sogar besonders schnell. 1996 zählte die Schweiz gut 236 000 Doppelbürger, zwanzig Jahre später waren es über 900 000. Damit machen die Doppelbürger den am stärksten wachsenden Bevölkerungsanteil aus.

Die Zusammensetzung der in der Schweiz wohnhaften Menschen wird also regelrecht umgepflügt, und dies umso mehr, wenn man das gleichzeitige Wachstum beim Ausländeranteil betrachtet. 1950 gab es 285 000 Ausländer in der Schweiz, 2016 waren es über 2,1 Millionen. Die absolute Zahl hat sich seit der Nachkriegszeit mehr als versiebenfacht. Der Anteil der Ausländer an der Schweizer Wohnbevölkerung stieg von 5 auf 25 Prozent. Rechnet man Ausländer und Doppelbürger (ebenfalls 25 Prozent) zusammen, wird deutlich, dass die Schweizer mit einfacher Staatsbürgerschaft nur noch die Hälfte der Bevölkerung stellen.

Nur-Schweizer bald eine Minderheit

Es sei zu erwarten, dass sich dieser Trend fortsetze, «so dass bereits mittelfristig die Schweizer Einfachbürgerinnen und Einfachbürger auch innerhalb der Schweiz eine Minderheit darstellen werden», schreiben die Autoren der Studie «Bürgerschaft und Demokratie in Zeiten transnationaler Migration». Die im Auftrag des Bundes verfasste Erhebung präsentiert erstmals detaillierte Zahlen zum Phänomen der Doppelbürgerschaft und beleuchtet «Chancen und Risiken». Allerdings gewichtet sie die Vorteile er-

heblich stärker. Sie feiert den Doppelbürger als einen Phänotyp der Stunde, als Helden der Gegenwart, der munter mithilfe, die Bedeutung des traditionellen, bürgerlich-liberalen Nationalstaats zu relativieren. Die Doppelbürger seien «Vorreiter transnationaler und supranationaler Formen von politischer Steuerung, Demokratie und Bürgerschaft», heisst es fast euphorisch in der Studie. Dies sei umso wichtiger, als die Schweiz «einerseits aufgrund ihrer grossen ökonomischen Bedeutung und aufgrund ihrer sehr stark wettbewerbsorientierten Politik enorme externe Effekte» produziere – und weil sie sich andererseits «einem Beitritt zu ebensolchen supranationalen Institutionen wie der Europäischen Union» verweigere.

Das Stimmverhalten verändert sich

Anders ausgedrückt: Weil die alteingesessenen Schweizer – die Autoren nennen sie «autochthone» – ihr Heil nicht in der EU und anderen Grossgebilden sehen, sondern in einer selbstbestimmten, unabhängigen Eidgenossenschaft, setzt die Studie ihre kaum verhehlte

Die Zusammensetzung der in der Schweiz wohnhaften Menschen wird regelrecht umgepflügt.

Hoffnung auf die zunehmende Zahl von Doppelbürgern. Sie deutet damit an, dass deren politische Präferenzen anders liegen. Zwar gebe es nur wenige Untersuchungen dazu, doch die kämen zum Ergebnis, «dass in der Schweiz eingebürgerte Personen eher Parteien im linken Spektrum wählen». Sie hätten eine «liberalere Position in Bezug auf die Immigrations- und Bürgerrechtspolitik» und setzten sich auch stärker dafür ein, «dass die Interessen anderer Nationen und der gesamten Menschheit in der nationalen Politik Berücksichtigung finden». Man muss kein Migrationsforscher sein, um es als plausibel zu erachten, dass beispielsweise eingebürgerte Deutsche im Normalfall ein positiveres Verhältnis zur EU haben; oder dass eingebürgerte Südeuropäer, die aus stark gewerkschaftlich geprägten Milieus stammen, eher zu einer gewerkschaftsfreundlichen Politik neigen.

Das Stimmverhalten des Souveräns wird sich entsprechend verändern. Das ist einer der brisanten Befunde der Studie, auch wenn ihn die Autoren nicht an die grosse Glocke



Politische Präferenzen: Nati-Star Shaqiri.

hängen. Immerhin machen sie deutlich, dass sie die Doppelbürger als Verstärker einer übernationalen Politik sehen («Inklusion externer Interessen»).

Bei aller empirischen Evidenz: Vielleicht drückt hier auch ein bisschen der Wunsch der Verfasser durch. Jedenfalls dürften längst nicht alle Eingebürgerten diesem internationalistischen Muster entsprechen. Gerade Secondos aus Ex-Jugoslawien sagt man nach, dass sie gerne entschieden für Schweizer Werte einträten. Das mag ein Grund dafür sein, dass die Autoren die hohen Einbürgerungsquoten der Schweiz als immer noch nicht hoch genug erachten. Sie hätten noch



längst nicht das Niveau erreicht, das nötig wäre, «um den in die Schweiz Zugewanderten auch einen entsprechenden Zugang zum Schweizer Staatsvolk folgen zu lassen». Die

«Eingebürgerte Personen wählen eher Parteien im linken Spektrum.»

Studie fordert – mehr oder weniger unverblümt – das Ausländerstimmrecht. Dass ein Viertel der Bevölkerung in der Schweiz nicht abstimmen und wählen könne, sei «eines der grössten Demokratiedefizite». Ob dies auch

dem Willen des Souveräns entspricht, ist eine andere Frage. Aber wenn dessen Zusammensetzung sich immer mehr in die gewünschte Richtung verschiebt, wird sich dies vielleicht ja irgendwann ändern. Das ist die heimliche Pointe solcher Forderungen.

Milizsystem unter Druck

Blendet man die politisch korrekten Wertungen der Studie aus, enthält sie eine Fülle weiterer aufschlussreicher Daten, die freilich auch kritischere Schlüsse zulassen. Beispielsweise zu den «sozioökonomischen» und «soziokulturellen» Eigenschaften. Hierzu zählt der Ausbildungsstand. Während 25 Prozent

der Ausländer über nicht mehr als den obligatorischen Schulabschluss verfügen, sind es bei den Schweizern mit 13 Prozent deutlich weniger. Die Doppelbürger liegen zwischen diesen Polen, nämlich bei 16,7 Prozent. Ähnlich ist es beim Kriterium der Erwerbslosigkeit. Einfachbürger weisen eine Quote von 1,7 Prozent auf, Doppelbürger eine solche von 4 und Ausländer eine von 5,8 Prozent.

Sieht man noch etwas genauer hin, differenziert sich das Spektrum weiter. Doppelbürger sind nämlich nicht gleich Doppelbürger. Die «geografische Verortung der zweiten Staatsbürgerschaft» habe einen grossen Einfluss darauf, inwieweit sich die Eingebürgerten von den Schweizern mit nur einem Pass unterscheiden, berichtet die Studie. Afrikaner hätten deutlich mehr Mühe als Nordamerikaner, den Anschluss zu finden. Das relativiert den allgemeinen Lobgesang etwas. «Trau, schau, wem»: Das gilt auch beim Verteilen des Schweizer Passes. So weit aber lehnen sich die Verfasser nicht aus dem Fenster.

Deutliche Unterschiede zwischen Schweizern, Ausländern und Eingebürgerten zeigen sich auch bei der freiwilligen oder ehrenamtlichen Tätigkeit, die im Schweizer Milizsystem eine wichtige Rolle spielt. 28 Prozent der gebürtigen Schweizer engagieren sich auf diese Weise, aber nur 9,6 Prozent der Ausländer. Der Rest liegt schön dazwischen: Auf die Doppelbürger bei Geburt (21,4 Prozent) folgen Einfachbürger durch Einbürgerung (17,8) und ebensolche Doppelbürger. Auch dies ist ein Indiz dafür, dass sich Gesellschaft und Politik in der Schweiz durch die massenhafte Aufnahme von Neubürgern spürbar verändern.

Ausbürgerung von Terroristen verboten

Dabei sollte man sich bewusst sein, dass einmal vergebene Pässe kaum mehr zurückzufordern sind. Das kann zu Problemen führen, wie die Studienautoren nicht verschweigen. Nach den Terroranschlägen von Paris im November 2015 diskutierten verschiedene europäische Länder, darunter die Schweiz, ob es möglich sei, islamistischen Terroristen die Staatsbürgerschaft und damit den garantierten Aufenthaltsstatus wieder zu entziehen. Damit gerieten sie in Konflikt mit dem Völkerrecht. Die Völkerrechtskommission der Uno kritisiert den Entzug des Bürgerrechts als «potenzielle Strafe», und die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) hält fest, eine Aberkennung aufgrund der «politischen oder sonstigen Anschauung» sei diskriminierend und somit nicht zulässig.

Als Fazit gegen den Strich liesse sich festhalten: Doppelbürger mögen zwar für sich persönlich manche Vorteile aus ihrem Status ziehen, aber ob es auch für die Schweiz in jedem Fall eine Chance ist, wenn sie weiter wahllos so viele Leute einbürgert, darf ernsthaft bezweifelt werden. ○



Der pragmatische Ausweg.

Flucht in die Selbständigkeit

Arbeitnehmer über fünfzig geraten stärker unter Druck, sich im Alter auf eine Karriere mit sinkendem Lohn einzustellen. Selbständige Erwerbsarbeit gewinnt an Bedeutung, allerdings oft mangels Chancen auf dem Stellenmarkt. *Von Beat Gygi*

Nach dem fünfzigsten Geburtstag kommen viele Arbeitnehmer in ihrem Berufsleben allmählich in eine veränderte Situation, in der Firma und am Arbeitsmarkt werden sie unwillkürlich anders wahrgenommen, auch wenn die offiziellen Statistiken dies nicht anzeigen. Die über Fünfzigjährigen sind unter dem Kürzel «Ü50» in arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Debatten zum heissen Thema geworden. Gewerkschafter wie Nationalrat Corrado Pardini von der Unia halten einen Kündigungsschutz für die über Fünfzigjährigen für dringlich, um einer steigenden Arbeitslosigkeit vorzubeugen. Der Präsident des Maschinenindustrie-Verbands Swissmem, Hans Hess, ruft für ältere Arbeitnehmer nach einer Art zweiter Berufslehre, um mit verbesserter Fachausbildung ebenfalls einen Terrainverlust der Älteren zu verhindern. Stehen Phantomängste dahinter?

Vielleicht sind es auch konkretere Befürchtungen. Zwischen dem dritten Quartal 2017 und dem dritten Quartal 2018 hat die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte in der Schweiz laut Bundesamt für Statistik um 2,2 Prozent zugenommen, die Zahl der schweizerischen Erwerbstätigen dagegen nur um 0,8 Prozent. Die Zuwanderung der Ausländer in den hiesigen Arbeitsmarkt bleibt also dynamisch, und wenn ein 55-jähriger Schweizer die Stelle verliert, liegt es für die Betroffenen nahe, die Kündigung auch mit der leichten Rekrutierung

junger Kollegen und Konkurrenten im Ausland in Zusammenhang zu bringen.

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) hält dieser Sicht entgegen, dass die Seco-Statistiken bisher keine besondere Anfälligkeit der über Fünfzigjährigen für Arbeitslosigkeit erkennen liessen. Aufgrund der offiziellen Arbeitslosigkeitsmeldungen bei den Ämtern lautet der Befund des Seco seit langem: Die über Fünfzigjährigen sind so gut in die Arbeitswelt integriert, dass sie weniger häufig ihre Stelle verlieren als die anderen – allerdings mit der Ergänzung: Wenn es dann doch zur Kündigung kommt, fällt es ihnen schwerer, wieder eine Beschäftigung zu finden.

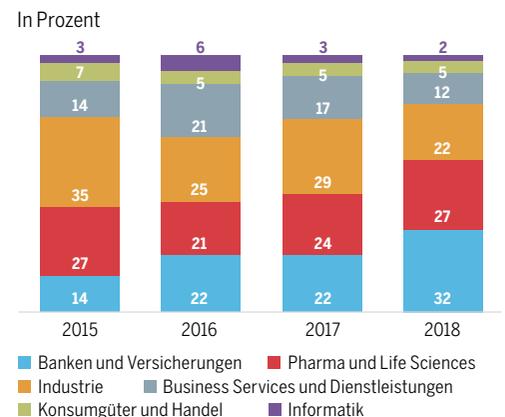
Bogenkarriere

Gibt es wirklich keine weiteren Anzeichen für besondere Schwierigkeiten bei Arbeitnehmern, die allmählich auf die sechzig zugehen? Doch, etwa in der jüngsten Statistik der Erwerbslosen, die nach der Definition der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) erstellt wird und nicht nur die als arbeitslos Gemeldeten, sondern im weiteren Sinne die Arbeitswilligen erfasst. Im Herbst 2018 zeigte die so erhobene Zahl der Erwerbslosen zwischen 50 und 65 Jahren gegenüber Herbst 2017 eine Zunahme um 10 Prozent.

Ein weiteres Signal, dass sich der Druck auf die Älteren erhöht, findet sich in der soeben ver-

öffentlichten jüngsten Ausgabe des Arbeitsmarktbarometers der Outplacement-Beratungsfirma von Rundstedt. «Nicht nur Theorie – erstmals sind Anzeichen einer Bogenkarriere sichtbar», so lautet ein zentraler Befund der Firma auf Grundlage der Daten zum Jahr 2018. Von Rundstedt ist darauf spezialisiert, für Personen, denen die Stelle gekündigt wurde, wieder einen möglichst guten Arbeitsplatz zu finden, und ist in der Schweiz Marktführer auf diesem Gebiet. Nach den Worten von CEO Pascal Scheiwiller zeigt sich für die Alters-

Anteile der Branchen an den Stellenkündigungen



QUELLE: VON RUNDSTEDT

Die Finanzbranche muss umstrukturieren.

gruppe der über Fünfzigjährigen nun erstmals, dass deren Saläre nach einem kündigungsbedingten Stellenwechsel deutlich niedriger sind als davor. Die Einbusse macht laut den Daten aus den 1450 betreuten Fällen im Jahr 2018 für die über Fünfzigjährigen im Durchschnitt 12 Prozent aus, während die jüngeren Kollegen eine Lohnverbesserung erzielten, nämlich ein Plus von 9 Prozent.

Der Begriff «Bogenkarriere» hat es also in sich: Der Wortteil «Karriere» tönt angenehm, aber das mit dem Bogen könnte für viele schmerzhaft sein. Der Begriff veranschaulicht sogar bildlich, was von den Älteren mehr und mehr erwartet wird: Flexibilität mit Blick auf die Art der Stelle, auf das Arbeitspensum und den Lohn. Ohne diese Flexibilität nimmt in vielen Firmen und Berufen das Risiko zu, dass Ältere ihre Stelle verlieren, weil ihre Produktivität nachlässt und die nach starrem Schema im Alter hochangesetzten Löhne nicht mehr rechtfertigt. Diese Spannung zwischen Produktivität und Lohn wird noch zunehmen, wenn die Erhöhung des Renteneintrittsalters zur Umsetzung kommen wird; entsprechend steigt die Notwendigkeit zu mehr Flexibilität im Alter.

«Dass das Konzept der Bogenkarriere langsam auch in der Praxis zu funktionieren scheint, ist ein gutes Zeugnis für einen funktionierenden Arbeitsmarkt», sagt Scheiwiller. Durch Flexibilität auf der Arbeitnehmer- wie auf der Arbeitgeberseite werde die Lohnkostenhürde überwunden. Die Rundstedt-Daten von 2018 deuten darauf hin, dass die Lage für die Älteren am Arbeitsmarkt in mehrfacher Hinsicht ziemlich angespannt ist. Zum einen waren sie im vergangenen Jahr überproportional von Kündigungen betroffen. 33 Prozent der Entlassungen gingen an die Adresse der Älteren, die jedoch nur 30 Prozent der Erwerbsbevölkerung ausmachen. Das ist neu, denn bisher waren alle Altersgruppen etwa proportional zu ihrer Grösse von Entlassungen betroffen.

Hinzu kommt, dass ältere Personen nach dem Verlust der Stelle länger brauchen, bis sie

eine neue Stelle finden, als die Jüngeren. Die Suchzeit bei den Jüngeren dauerte bei der Rundstedt-Kundschaft im Durchschnitt 5,3 Monate, bei den über Fünfzigjährigen dagegen 6,8 Monate. Heisst das, dass die über Fünfzigjährigen heute allgemein viel stärker

Erwartet wird Flexibilität mit Blick auf die Art der Stelle, auf das Arbeitspensum und den Lohn.

unter Druck stehen und grundsätzlich schlechtere Beschäftigungsaussichten haben als früher? «Das heisst es nicht», meint Scheiwiller, «aber die Varianz in dieser Gruppe der Älteren ist sehr gross geworden.» Es gebe eine zunehmende Polarisierung zwischen den problemlos vermittelbaren Personen und jenen, für die man nicht leicht eine neue Position finde. Ein Stück weit gelte das zwar auch für die Dreissig- bis Vierzigjährigen, aber bei den Älteren sei die Spannweite deutlich grösser. Und da es in der Natur der Sache liege, dass die problematischen Fälle und Einzelschicksale viel mehr öffentliche Aufmerksamkeit erhielten als die erfolgreichen Vermittlungen, präge unweigerlich die Sorge um die Älteren die Debatten.

Unternehmerische Energie

Die verschärfte Situation ist insofern erstaunlich, als das Jahr 2018 konjunkturell günstig war und dies der Beschäftigung doch zugutekommen sollte. «Tatsächlich lief es in der Industrie jüngst besser, da hat der Kündigungsdruck abgenommen. Es ist die Finanzbranche, die jetzt in den Vordergrund gerückt ist», sagt Scheiwiller. Die erste Grafik zeigt, dass die zwei Branchen Banken und Versicherungen 2018 für rund einen Drittel der Kündigungen verantwortlich waren, während die Industrie, die in den vorangegangenen Jahren mit Entlassungen an der Spitze stand, nun an dritter Stelle liegt – hinter den Branchen Pharma und Life-Sciences. Bei der Industrie damals war der Konjunkturverlauf ausschlaggebend für die Kündigungen, so dass das von der Frankenerstarkung geprägte Jahr 2015 besonders belastend war. Im Finanzsektor ist es dagegen der Strukturwandel, der laut von Rundstedt zu einem stärkeren Stellenabbau führt.

Was nach Scheiwillers Erfahrungen heute die Situation für die Arbeitnehmer besonders anspruchsvoll macht, ist der Anspruch der Unternehmen, nur Mitarbeiter einzustellen, die hundertprozentig auf das Stellenprofil passen. «Zero gap» heisst das Schlagwort, die Firma duldet null Abweichung vom Idealbild. «Weil die Unternehmen freien Zugang zum offenen, globalen Arbeitsmarkt haben, finden sie diese idealen Bewerber fast immer, und Arbeitnehmer, die nicht perfekt zu diesen Bedürfnissen passen, haben es umso schwieri-

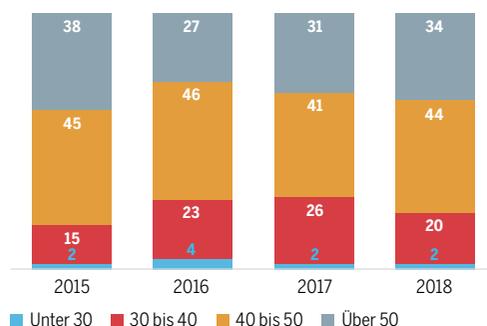
ger», meint Scheiwiller. Dies begünstige die am Arbeitsmarkt beobachtbare Polarisierung zwischen kurzen und langen Suchzeiten für eine neue Anstellung.

Viele sehen deshalb den Ausweg aus diesem Markt darin, dass sie sich selbständig machen. 12 Prozent der Kunden von Rundstedts haben sich 2018 dafür entschieden, für sich eine eigene Geschäftsgrundlage aufzubauen. Das ist weitaus mehr als die 5 Prozent im Vorjahr und deutet auf einiges an unternehmerischer Energie hin. Tatsächlich ergeben sich Scheiwillers Ansicht nach aus dem Wandel der Wirtschaft mit der Aufsplitterung der Produktions- und Lieferketten sowie aus der Verkleinerung von Konzernstrukturen neue Geschäftsgelegenheiten.

Er giesst dann jedoch Wasser in den Wein und weist darauf hin, dass der Schritt in die Selbständigkeit oft auch aus reiner Notwendigkeit heraus erfolge: «Wenn sich jemand aus einer Position der Schwäche heraus selbständig macht, ohne eine speziell gute Idee oder besondere Fähigkeiten, einfach, weil er sonst nichts findet, dann ist das der pragmatische Ausweg.» Gerade für ältere Arbeitskräfte mit schwierig vermittelbarem Profil sei die Selbständigkeit oft die einzige Möglichkeit, sich auf dem Arbeitsmarkt zu halten. Die Alternative wäre ja der Gang in die Arbeitslosigkeit, wahrscheinlich mit späterer Aussteuerung aus der Versicherung und mit dem Übergang in die Sozialhilfe. Wie viele sind bereits auf diesem Weg? Dazu gibt es keine gesicherten Zahlen für die Schweiz, da diese Daten dezentral in den Sozialämtern der Gemeinden und Städte liegen. Dass diese nicht systematisch konsolidiert werden, ist für viele ein Indiz dafür, dass es den über Fünfzigjährigen auf dem Arbeitsmarkt weniger gut geht, als es offiziell dargestellt wird. ○

Anteile der Altersklassen an den Stellenkündigungen

In Prozent



QUELLE: VON RUNDSTEDT

Ein Drittel der Entlassungen trifft die Älteren.

**GELDDRUCKEN:
«GAME OVER»**



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), wie wir die Gefahr einer erneuten Schuldenkrise einschätzen.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

LUZERN | ZÜRICH | ST. GALLEN

Von der Moschee in die Todeszelle

Die irakische Juristenzeitschrift *Al Qadaa* beschreibt detailliert den Weg eines türkischen Secondos aus der Ostschweiz, welcher in den Moscheen von Arbon und Rorschach radikalisiert wurde, nach Syrien in den Dschihad zog und nun in Bagdad auf den Henker wartet. Von Saïda Keller-Messahli und Alex Baur

Das irakische Todesurteil gegen den 1994 in der Schweiz geborenen und aufgewachsenen Türken Sercan T. wurde bereits vor einem Jahr gefällt. Kahlgeschoren, in einen gelben Overall gekleidet, wartet der 24-Jährige neben zahlreichen anderen verurteilten ehemaligen IS-Mitgliedern in einem Bagdader Gefängnis auf den Tod am Strang. Insgesamt sollen im Irak rund 3000 Todesurteile gegen angebliche IS-Kämpfer verhängt worden sein.

Erst kürzlich haben das Schweizer Fernsehen SRF und der *Tages-Anzeiger* den Fall des türkischen Secondos aus Arbon in der Schweiz publik gemacht. Im Irak hat allerdings bereits im Januar 2018 *Al Qadaa** ausführlich über das Todesurteil gegen Sercan T. berichtet. Es handelt sich dabei um die offizielle Monatspublikation des Obersten Justizrates im Irak.

Laut dem Bericht von *Al Qadaa* gab Sercan T. vor Gericht an, sein Vater sei Herzchirurg, er selbst habe in der Schweiz Ingenieurwesen studiert. In der irakischen Zeitschrift wird er als Sercan Ali bezeichnet, wobei Ali dem Vornamen seines Vaters entspricht. Der junge Mann soll beim IS auch als «Abu Aisha» (offenbar eine Reverenz an seine Mutter beziehungsweise seine Tochter) und unter dem Nom de Guerre «Obeida» bekannt gewesen sein.

«Meine Frau wurde mir von einem Dschihadisten aus Bangladesch vermittelt.»

Gemäss verschiedenen Medienberichten lebte die Familie des in der Schweiz nie eingebürgerten Türken Sercan T. indes von der Sozialhilfe. Das angebliche Studium dürfte wohl eher ein Praktikum für Elektrotechnik gewesen sein. Sercan T., der nie eine Ausbildung abgeschlossen hat, war offenbar nie berufstätig. Diese Widersprüche zeigen, dass auf die Angaben – aus welchen Gründen auch immer – nur bedingt Verlass ist. Im Sinne einer Dokumentation hat sich die *Weltwoche* trotzdem entschlossen, die von *Al Qadaa* zitierten Aussagen von Sercan T. aus dem Arabischen zu übersetzen und zu veröffentlichen.

Der Weg zum IS

«Im Jahr 2010 entwickelte ich religiöse Tendenzen und begann, religiösen Sendungen am Fernsehen zu folgen, und so kam es, dass ich eine Moschee in Arbon, Schweiz, zu besuchen begann, um dort zu beten. Dort traf ich im Jahr 2013 auf einen ehemaligen Freund. Mein Freund



«Wir reisten mehrmals nach Deutschland, um Pierre Vogel zu treffen»: verurteilter Dschihadist Sercan T.

sagte mir, dass er eine andere Moschee in Rorschach besuche, wo er Muslime aus vielen Ländern treffe: Türken, Somalier, Deutsche und solche aus anderen Ländern», wird Sercan T. zitiert. In Rorschach habe er die Bekanntschaft mit einem Somalier namens Abdel Fattah gemacht. «Der Somalier sprach mit uns über den Dschihad auf dem Weg zu

Allah und über die Eroberungen der Brüder innerhalb des IS in Syrien und im Irak, und dass unsere Brüder auf Beistand und Unterstützung angewiesen seien», wird Sercan T. weiter zitiert. Er habe sich immer wieder zu dieser Moschee begeben. Es sei dort ständig über den Dschihad und die Unterstützung der Dschihadisten gesprochen

worden, «bis ich den Wunsch verspürte, mich den Kämpfern in Syrien und im Irak anzuschliessen.»

Rekrutierung via Facebook

«Ich habe begonnen, die Seiten der sozialen Netzwerke zu durchsuchen, und bin so im Jahr 2015 auf den deutschen Prediger Pierre Vogel gestossen. Er hat mich im Jahr 2015 zu sich nach Deutschland eingeladen. So reiste ich in Begleitung von acht weiteren Personen, welche dem IS beitreten wollten, zu Pierre Vogel. Wir trafen uns in der deutschen Stadt Mannheim, und er motivierte uns, aktiv für den Dschihad einzutreten. Wir reisten mehrmals nach Deutschland, um Pierre Vogel zu treffen.

Dann traf ich über soziale Netzwerke eine Person namens Ekmin und sprach mit ihm über das Thema Dschihad und über die Unterstützung der Kämpfer. Er schickte mir Ausschnitte von Schlachten, Eroberungen und Nachrichten der Organisation Islamischer Staat. Ekmin fragte mich auch, ob ich mich dem Kampf der Dschihadisten in Syrien und im Irak anschliessen möchte. Ich bejahte.»

Via Türkei in den Dschihad

«Ekmin bat mich, von der Schweiz in die Türkei zu reisen, und so reiste ich in die türkische Stadt Avcilar [bei Istanbul, Anm. d. Red.] und traf ihn dort. Er brachte mich in eine Moschee, in der ich eine Woche lang gewohnt habe. Er bat mich, nicht hinauszugehen und mit niemandem zu sprechen. Danach brachte er mich nach Istanbul, zu einer türkischen Familie, bestehend aus Frauen und Männern, welche alle in den Dschihad nach Syrien reisen wollten.

Danach begaben wir uns zur türkischen Provinz Kilis und trafen einen Schlepper, der uns zur syrischen Grenze gefahren hat, bis wir sie zu Fuss passieren konnten. Auf der syrischen Seite wurden wir von drei Wagen des IS abgeholt und zu einer Unterkunft für ausländische Dschihadisten in der syrischen Stadt Raqqa gebracht. Anschliessend sind wir in ein Lager in der syrischen Stadt at-Tabqa umgezogen, und nach einer gewissen Zeit wurden wir zur irakischen Stadt Tal Afar gefahren.»

Militärisches und ideologisches Training

«Als wir im Lager der syrischen Stadt at-Tabqa ankamen, welches sich in der Nähe des Flughafens befand, wurden wir vom Leiter des Lagers in Empfang genommen. Er hiess *Abi Abdel Rahman* und stammte aus Dagestan. Dort wurde ich an den Waffen ausgebildet. Danach wurde ich in das islamische Recht eingeführt, was auch die Verbreitung der Ideologie des Islamischen Staates und des Dschihad beinhaltete. Der für die Scharia-Kurse Verantwortliche hiess *Abu Omar der Russe*. Bei unserer Ankunft in der irakischen Stadt Tal Afar empfing uns der Verantwortliche der «Brigade türkischer Einwanderer» [Dschihadisten, Anm. d. Red.] namens *Abu Talha*. Er kümmerte sich um unsere Ausbildung an verschiedenen Waffen wie Kalaschnikow, BKC, RPG-7, Raketenwerfer und Handgranaten.»

Rolle beim IS

«Nach meiner Ausbildung in Kampf und Scharia wurde uns mitgeteilt, dass wir im Kampf gegen die ira-

kischen Truppen eingesetzt würden. Ich wurde in eine Unterkunft für Aserbaidschaner verlegt. Dort traf ich den obersten Emir von Tal Afar namens *Talal*. Er fragte mich nach meinem Spezialgebiet, und ich sagte ihm, dass ich auf dem Gebiet der Elektrizität arbeite. Ich wurde dem Bereich «Elektronische Schaltungen für Sprengvorrichtungen» zugeteilt, in einer Fabrik für die Herstellung und Verarbeitung von Bomben, dort arbeitete ich neun Monate lang.

Danach wurde ich dem *Zakat-Büro* (islamische Almosengabe, Anm. d. Red.) des Islamischen Staates zugeteilt. Meine Arbeit beschränkte sich auf die Verteilung von Geldern und Lebensmitteln an die Familien der Dschihadisten. Dann wurden mir diverse andere Aufgaben zugeteilt. Ich war in der Stadt Tal Afar stationiert, patrouillierte, sorgte für die Ausbreitung des IS innerhalb der Stadt Tal Afar und nahm Teil am Kampf gegen die Angriffe der irakischen Streitkräfte.»

Heirat und Verhaftung

«Ich habe eine irakische Frau aus Tal Afar geheiratet. Sie wurde mir von einem Dschihadisten aus Bangladesch vermittelt. Eine Frau vom Heiratsbüro des IS und einige Mitglieder des IS haben mich zum Haus ihrer Eltern begleitet, und ihr Vater gab seine Zustimmung zu unserer Heirat.

Bei der Belagerung von Tal Afar durch die irakischen Streitkräfte kam es zu heftigen Gefechten. Viele Mitglieder des IS wurden getötet oder verwundet, andere haben sich davongemacht. Ich nahm meine Familie und versuchte, Tal Afar zu verlassen, gemeinsam mit dem Angeklagten *Aiden*. Er ist ebenfalls Türke und mit der Schwester meiner Frau verheiratet, auch er war innerhalb des IS tätig.

Wir hatten vereinbart, unsere Familien mit den Kindern mitzunehmen, uns als Vertriebene auszugeben, die auf der Durchreise nach Syrien sind. Da Syrien immer noch unter Kontrolle des IS stand, hätten wir dort wieder in die Reihen des IS zurückkehren können. Wir sind zu den Soldaten gegangen und haben ihnen gesagt, wir seien Vertriebene, doch die Armee hat uns festgenommen.»

Wie die Zeitung *20 Minuten* berichtet, wuchs *Sercan T.* bis zu seinem zwölften Altersjahr im Sarganserland auf. 2002 zog seine Familie nach Arbon. Sie hätte in einer «Problemliegenschaft» gehaust, in der praktisch nur Sozialhilfebezüger untergebracht gewesen seien. Gemäss seiner Schwester soll der Dschihadreisende alle Kontakte zu seiner Familie abgebrochen haben. Seine Eltern lebten mittlerweile wieder in der Türkei.

Islamismus

Kleiner Schritt

Auch die Karriere des Genfer Dschihadisten Kevin Z. begann im Gotteshaus.

Mitte Dezember sorgte die Köpfung von zwei Touristinnen aus Skandinavien im marokkanischen Atlasgebirge für Entsetzen. Alles weist auf ein islamistisches Attentat hin. Die marokkanische Polizei verhaftete neben den vier Hauptverdächtigen eine Reihe mutmasslicher Komplizen, unter ihnen Kevin Z., einen 25-jährigen Genfer. Die Bundesanwaltschaft hatte den Doppelbürger (Schweiz und Spanien), der 2015 nach Marokko ausgewandert war, schon vorher auf dem Radar. Er soll die Terroristen im Umgang mit Waffen und verschlüsselter Kommunikation unterrichtet haben.

Gemäss dem Bureau central d'investigation judiciaire (BCIJ) in Rabat gab Kevin Z. an, 2011 in der Genfer «Grande Mosquée» zum Islam konvertiert zu haben. Das von Saudi-Arabien finanzierte Gotteshaus wurde 1978 vom Muslimbruder Said Ramadan, dem Vater von Tariq und Hani Ramadan, gegründet und von König Chalid ibn Abd al-Aziz persönlich eingeweiht. Bereits 2015 machte die Moschee wegen zwei Dschihad-Reisenden von sich reden, die auch eine Verbindung zu Kevin Z. hatten. Mindestens zwei weitere französische Terroristen verkehrten in der Moschee.

Gefängnis-Imam Aliu Rijad

Die Vertreter der Moschee distanzieren sich stets vom Terror. Doch das Problem liegt tiefer: In der «Grande Mosquée» wird ein salafistischer, orthodoxer Islam gepredigt. Zum Dschihad ist es von da ein kleiner Schritt. Tatsächlich soll Kevin Z., der eine Karriere als Kleinkrimineller hinter sich hat, schon vor 2011 in der Jugendvollzugsanstalt La Clairière zum Islam übergetreten sein. Wie vielen orientierungslosen Jugendlichen bot offenbar auch ihm die starre salafistische Lehre einen Halt.

Das Gefängnis Champ-Dollon, wo sich rund die Hälfte der 600 Insassen zum Islam bekennen, gilt nicht von ungefähr als Brutstätte der Radikalisierung. Um die Religion in kontrollierte Bahnen zu lenken, hat der Kanton Genf 2015 den Gefängnis-Imam Aliu Rijad bestellt. Das Problem: Dem Mazedonier, der in Kairo studiert hat und der kaum Französisch spricht, schreiben Kenner der Szene ein zumindest ambivalentes Verhältnis zum Salafismus zu. *Alex Baur*

* <https://www.hjc.iq/upload/pdf/no-27.pdf>

Altlasten der Neuen

Nach der Wahl und der grossen Rochade übernehmen gleich vier Bundesrätinnen und Bundesräte neue Departemente – und mit diesen viele Baustellen, Aufgaben und Versäumnisse.

Von Peter Keller

Mit Viola Amherd (CVP) und Karin Keller-Sutter (FDP) setzten sich die Favoritinnen bereits im ersten Wahlgang klar durch. Die Verteilung der Departemente war dafür umso konfliktreicher. Es brauchte zwei Sitzungen, bis sich das Kollegium einig war. Was nicht unbedingt erwartet wurde: Die rund 35 000 Bundesangestellten müssen sich auf gleich vier neue Vorsteherinnen und Vorsteher einstellen. Auch die bisherigen Bundesräte Simonetta Sommaruga (SP) und Guy Parmelin (SVP) nutzten die Chance, ein anderes Departement zu übernehmen – und mit ihnen eine Reihe von Altlasten und Aufgaben.

Karin Keller-Sutter und das EJPD — Es wird ein Sprung ins halbkalte Wasser: Das Referendum gegen die EU-Waffenrichtlinien ist zustande gekommen. Vor allem die Schützenverbände wehren sich gegen die Nachregistrierung von Ordonnanzwaffen aus dem Armeebestand und gegen die «Kriminalisierung oder Enteignung der legalen Waffensbesitzer». Justizministerin Karin Keller-Sutter wird die Gefahr eines Bruchs des Schengen-



Bruch beschwören: Karin Keller-Sutter.

Abkommens beschwören (Sicherheitszusammenarbeit, Grenzkontrollen, Rückübernahme von Asylbewerbern) und kann dabei auf die übliche geschlossene Anti-SVP-Front zählen. Die Abstimmung dürfte ihr erster Erfolg werden.

Weit schwieriger für Keller-Sutter wird sich das Asylossier erweisen. Ihre Vorgängerin Simonetta Sommaruga trimmte das Staatssekretariat für Migration auf eine möglichst grosszügige Aufnahme von Asylsuchenden. Sie beteiligte sich darüber hinaus am (freiwilligen) EU-Umverteilungsprogramm und lässt zusätzlich jährlich Hunderte Flüchtlinge aus Krisengebieten direkt in die Schweiz einflie-

gen. Nun wird sich zeigen, ob der Übername «Blocher im Jupe», den Keller-Sutter als St. Galler Justizdirektorin erhielt, mehr war als ein mediales Etikett. Ihr Erfolg wird sich an einer Grösse bemessen lassen: an der erfolgreichen Zahl von Rückführungen abgewiesener und vorläufig aufgenommenen Asylbewerber.

Simonetta Sommaruga und das Uvek — Doris Leuthard hinterlässt eine strahlende Strasse (oder, je nachdem, Schiene) des Erfolgs: Sechzehn von achtzehn Volksabstimmungen



Strahlende Strasse: Simonetta Sommaruga.

gingen in ihrem Sinne aus, etwa das Ja zur zweiten Gotthard-Strassenröhre oder die Fabi-Vorlage zum Ausbau der Eisenbahninfrastruktur. Die Aargauer CVP-Politikerin verlor nur die Zweitwohnungsinitiative und das Referendum gegen die Erhöhung der Autobahnvignette auf hundert Franken.

Simonetta Sommaruga übernimmt ein machtvolles Departement. Sie gebietet über die wichtigsten staatlichen Infrastrukturen (Nationalstrassen, öffentlicher Verkehr, Telekommunikation, Fernsehen und Radio). Man kann davon ausgehen, dass sie das Uvek ähnlich konsequent politisch und personell links ausrichtet wie zuvor das Justizministerium. Zu den angenehmen Altlasten, die Sommaruga von ihrer Vorgängerin übernimmt, gehört deren Dienstwagen: ein schicker Tesla S 85.

Guy Parmelin und das WBF — Auf und davon. Guy Parmelin verlässt das Militär nach drei Jahren und übernimmt das Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF). Es wäre nicht boshaft, zu behaupten, dass der Waadtländer Weinbauer in ein gemachtes Nest hocken darf, wenn sich auch darin ein paar kleinere Kuckuckseier befinden. Sein Vorgänger, der für seine Behäbigkeit oft

belächelte Johann Schneider-Ammann, hat das WBF mit ruhiger Hand geführt und ein nahezu skandalfreies Departement hinterlassen. Ausnahme waren ein paar Turbulenzen um Waffenexporte beziehungsweise die angestrebte Lockerung der Ausfuhrbestimmungen, die mittlerweile auf Eis gelegt wurde.

Gleichwohl darf das Volkswirtschaftsdepartement nicht unterschätzt werden. Parmelin wird Herr über grosse Summen, die der Bund jährlich für Bildung, Forschung, Innovation (7972 Millionen) und Landwirtschaft (3661 Millionen) ausschüttet. In beiden Bereichen sind die Ämter daran, die künftigen Rahmenbedingungen auszuarbeiten. Die Ausrichtung der Agrarpolitik wird hierbei weit mehr für Konfliktstoff sorgen zwischen Anhängern des Agrar-Freihandels (FDP und Grünliberale), den produzierenden Bauern (SVP und CVP) und den Befürwortern einer noch mehr ökologisch ausgerichteten Landwirtschaft (SP und Grüne).

Mit dem Brexit werden bald zwei Nicht-EU-Länder die mit Abstand besten naturwissenschaftlichen und technischen Hochschulen in Europa unterhalten: die Schweiz mit ihren



Kleinere Kuckuckseier: Guy Parmelin.

beiden ETH und Grossbritannien. Parmelin tut gut daran, die Forschungszusammenarbeit mit den Briten auszubauen.

Viola Amherd und das VBS — Die vier Departemente EDI, EJPD, WBF und Uvek kommen zusammen nicht auf so viele Mitarbeiter wie das Militärdepartement mit seinen 11 613 Vollzeitstellen (Stand 2016). Viola Amherd übernimmt ein grün uniformiertes Imperium, an dem sich schon ihre Vorgänger die Zähne ausgebissen haben. Die erste weibliche Verteidigungsministerin der Schweiz erbt das schwierige Geschäft zur Beschaffung neuer Kampfflugzeuge.



Schwieriges Geschäft: Viola Amherd.

Es wäre allerdings unfair, diese Altlast allein Guy Parmelin vorzuwerfen. Er übernahm das Dossier von seinem Vorgänger Ueli Maurer, der wiederum die Armeereform-Hypothek von Samuel Schmid antreten musste, dieser jene von Adolf Ogi, der wiederum die Armee 95 von Kaspar Villiger fortzuführen hatte. Und so weiter und so fort. Von daher wäre es nicht verwunderlich, wenn Viola Amherds wichtigstes Projekt darin bestünde, das VBS bei nächstbesten Gelegenheit auch wieder zu verlassen.



Ignazio Cassis, Ueli Maurer, Alain Berset.

Die Altlasten der Alten — Die drei verbliebenen Bundesräte übernehmen gewissermassen ihre eigenen Versäumnisse, wobei jedoch Ignazio Cassis (FDP) vor allem dabei ist, die Aussenpolitik seines internationalistisch veranlagten Vorgängers Didier Burkhalter (ebenfalls freisinnig) sorgsam zu korrigieren: Uno-Migrationspakt und Rahmenabkommen.

Der Bund macht Milliardenüberschüsse und zahlt weiter Schulden ab. Eigentlich alles paletti für den EFD-Vorsteher Ueli Maurer (SVP). Doch gute Zeiten sind für bürgerlich veranlagte Finanzpolitiker gefährliche Zeiten: Das Parlament beschliesst dann besonders grosszügig neue Ausgaben und Aufgaben – und sorgt damit für die Defizite von morgen.

Sein grosses Reformvorhaben «Altersvorsorge 2020» wurde vom Volk versenkt. Die Vorlage war zu einseitig auf Kosten der jüngeren arbeitenden Bevölkerung und der Arbeitgeber ausgerichtet. Will Alain Berset (SP) die Sozialwerke auf eine solide Basis stellen, wird er nicht darum herumkommen, auch bei den Leistungen und beim Rentenalter (mindestens bei jenem der Frauen) anzusetzen. Dafür müsste der EDI-Vorsteher aber den Kampf gegen seine eigene Partei aufnehmen. ○

Kultur

Elefant im Edelweisshemd

Lehrerin Sandra Z. verbot bei der Weihnachtsfeier in Erlach BE fünf Schülern das Edelweisshemd. Der *Sonntagsblick* entfachte erneut eine Rassismusdebatte. Zu Recht?

Er höre nicht mehr so gut, sagte Matthias Schmocker, Schulleiter in Erlach im Berner Seeland. «1300 Dienstage» seien die Ursache, vielleicht aber wollte er einfach die Fragen rund um die Edelweisshemden nicht mehr hören. «Der Titel im *Sonntagsblick*, «Lehrer verbieten Edelweisshemden», habe natürlich Spannung versprochen, so Schmocker. Tatsache sei, dass die Angelegenheit innert Minuten gelöst, aber dann durch die Presse zu einer «Riesenübung» aufgebauscht worden sei. Was ist passiert?

Am 21. Dezember stieg um 19.30 Uhr die alljährliche Weihnachtsfeier der Oberstufe Erlach. An der Feier wurde «Dr guet Wirt» von Pedro Lenz, umrahmt vom Schülerchor, aufgeführt. An die «randvolle» Kirche erinnert sich Schmocker: «Schätzungsweise 300 Personen waren anwesend.» Die Feier sei öffentlich und ohne Eintritt gewesen, den Chor habe Christof Fahrni geleitet, der in Spitzenformationen spiele. «Er hat den Chor durch seine Klasse angesteckt», meint Schmocker, passend dazu sei ein Dresscode für zusätzlichen Glanz vereinbart worden. «Dunkles Tenue», lautete die Vorgabe, am besten «einheitlich, unauffällig und elegant».

Fünf «Giele», wie sie Schmocker nennt, seien in Edelweisshemden um 18.45 Uhr zum Einsingen erschienen, «als Schabernack», sagt er. Die Klassenlehrerin Sandra Z. habe sogleich interveniert, beteuert diese: «Die dunkle Kleidung war vorgängig abgemacht, und die Nichteinhaltung einer Regel hat Konsequenzen», erklärt sie. Innert fünf Minuten sei das Problem gelöst gewesen. Irgendwie sei der Vorfall an die Presse gelangt, sagt Schulleiter Schmocker: «Wir haben überhaupt nicht damit gerechnet.»

Unerträgliche Anfeindungen

Am 6. Januar griff der *Sonntagsblick* die Erlacher Geschehnisse auf. Bereits im Lead wurde «an eine Debatte» erinnert, bei der es um eine Lehrerin an einer Zürcher Sekundarschule ging, die Edelweisshemden untersagte. Diese drückten eine «rassistische Haltung» aus, so die damalige Begründung im Dezember 2015 an der Sekundarschule Gossau. In Erlach wird nun ein Betroffener zitiert, dass ihm Rassismus beim Tragen des Edelweisshemdes «nicht bewusst» gewesen sei. Kocht jetzt das Ganze wieder hoch?

Selbst der linksgesinnte Hans Stutz, erfahrener Beobachter auf dem Gebiet Rassismus, winkt ab. Dass das Edelweisshemd unter be-



Vorbildfunktion: Schwinger «Nöldi» Forrer.

stimmten Voraussetzungen zu einem politischen Statement werden könne, sei nach wie vor unbestritten. Dann nämlich, wenn die Träger damit Privilegien gegenüber einer anderen Bevölkerungsgruppe – meist «die Ausländer» – ausdrücken möchten. Das Hemd werde so zum Zeichen der Diskriminierungsabsichten.

Eine gezielte rassistische Haltung verneint Klassenlehrerin Sandra Z. vehement und stellt sich schützend vor ihre Schüler. Die Edelweisshemd-Aktion von 2015 sei in Erlach nie ein Thema gewesen: «Überhaupt haben und hatten wir noch nie mit politischen Gruppierungen Probleme bei uns.» Ihre Schüler seien schockiert, dass ein solches Brimborium überhaupt entstanden ist. Die hellblauen Hemden hätten «einfach alle gehabt», begründet die Lehrerin die Kleiderwahl. Im Einzugsgebiet der Schule haben Kranzschwinger eine Vorbildfunktion. Die Edelweisshemden würden von den Schülern «ohne besondere Beachtung, geschweige denn Probleme» getragen. Das Festnetztelefon habe die Lehrerin inzwischen ausgeschaltet – unerträglich seien die Anfeindungen geworden. Die Mücke habe «unnötig zu einem Elefanten» mutiert.

Gleicher Meinung ist auch der Schwingerkönig von 2001, Arnold «Nöldi» Forrer: «Das Hemd an und für sich hat überhaupt nichts mit Rassismus zu tun!» Sein Vater trage das Edelweisshemd, seit er sich erinnern könne. Der Schwingerkönig wundert sich, dass die Schweiz keine «sonstigen Probleme» habe. *Roman Zeller*



An Chancenförderung mangelt es nicht.

Nivellierung nach unten

Das Schweizer Bildungssystem sei sozial ungerecht, kritisiert der Schweizerische Wissenschaftsrat. Die Lösung sieht er in mehr schulischer Gleichmacherei.

Von Katharina Fontana

Es ist ein düsteres Bild, das der Schweizerische Wissenschaftsrat (SWR) vom hiesigen Bildungssystem zeichnet. Das System sei nicht nur ineffizient, sondern gegenüber Kindern aus sozial benachteiligten Schichten auch ungerecht, schreibt das Gremium in einer Publikation, die kürzlich veröffentlicht wurde. Chancengerechtigkeit bleibe in der Schweiz eine Utopie, die Situation sei unhaltbar, es bestehe dringender Handlungsbedarf, meinen die sechzehn Experten, die den Bundesrat in Bildungsthemen beraten. Und warten mit einer Reihe von Empfehlungen auf, die sie der Politik ans Herz legen, etwa mit Blick auf die bevorstehende Bildungs- und Forschungsbotschaft 2021–2024.

Nun ist hierzulande wohl kaum jemand der Meinung, dass die Schule alles perfekt mache und das Schweizer Bildungssystem in jeder Hinsicht Bestnoten verdiene. Dennoch sind

die Töne, die der SWR anschlägt, erstaunlich negativ. Und noch erstaunlicher ist, wie das Expertengremium des Bundesrates das Schulsystem «sozial gerechter» machen will und welche Neuerungen ihm dabei vorschweben. Seine Ideen dürften zahlreichen Eltern schulpflichtiger Kinder die Haare zu Berg stehen lassen.

Gegen «liberal-konservative Sichtweise»

Die «Leistungsideologie», gemäss der es Begabung und Anstrengung sind, die in der Schule belohnt werden sollen, hält der SWR für problematisch. Diese «liberal-konservative Sichtweise von Chancengleichheit» greift für ihn zu kurz. Begabungen und Leistungsbereitschaft seien sozial ungleich verteilt und durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse oder durch den Wohlstand der Eltern bestimmt. Kinder gebildeter Eltern hätten

bereits bei der Einschulung bessere Startchancen und würden ihre Leistung im Laufe der Schulzeit weiter steigern. Akademikerkinder wechselten zudem deutlich häufiger ins Gymnasium als gleich gut qualifizierte Kinder aus anderen Familien. Woher man stamme, sei also ganz entscheidend sowohl für den schulischen Erfolg wie für den Bildungsverlauf. Der SWR will diese «soziale Ungerechtigkeit» nicht länger hinnehmen und die Bildungskasten in der Schweiz durch allerlei neue staatliche Massnahmen aufbrechen.

Das tönt natürlich nach einem hehren Ziel. Niemand wird bestreiten, dass Kinder aus behütet-gebildetem Elternhaus, die griechische Sagen als Gutenachtgeschichte erzählt bekommen, es besser getroffen haben als jene, die mit dem «Dschungelcamp» aufwachsen. Nur: Dass es heute an Chancenförderung mangle, kann nicht behauptet werden, im Gegenteil. Der

Staat unternimmt schon jetzt enorme Anstrengungen, um den Kindern, die in weniger günstigen Umständen aufwachsen, auf die Sprünge zu helfen und ihre Defizite zu kompensieren. Die Schule bietet eine Vielzahl an Stützkursen und Sonderunterricht für Kinder an, die spezielle Bedürfnisse haben oder in der Klasse aus irgendeinem Grund nicht mithalten können.

Sozial benachteiligte Schüler sollen beim Übertritt weniger streng beurteilt werden.

Es werden Unsummen in sonderpädagogische Massnahmen gesteckt. Es gibt Deutschkationen für fremdsprachige Schüler, Hausaufgabenhilfe, Integrationsmassnahmen. Heilpädagogen kümmern sich im Einzelunterricht oder in Kleingruppen um jene Schüler, denen das Lernen schwerfällt. An Hilfestellungen für sozial Benachteiligte fehlt es in keiner Weise, wer im Unterricht nicht mitkommt, wird nicht einfach sich selber überlassen. Es ist heute zum Beispiel gang und gäbe, dass in einer sechsten Primarklasse Kinder sitzen, die noch am Lehrstoff aus der dritten Klasse herumkauen. Denen die Lehrerin bei der Mathematikprüfung unterstützend zur Seite steht oder deren Französischprobe nachsichtiger bewertet wird als jene der anderen. Daneben gibt es Sechstklässler, die regelrecht davongaloppieren, die der Lehrer mit anspruchsvollen Zusatzaufgaben bei Laune halten muss (sofern er dafür Zeit findet) oder die, wenn es gut läuft, tageweise einen Begabtenkurs ausserhalb des Unterrichts besuchen dürfen. Anders gesagt: Das Spektrum an Kenntnissen ist bei Primarschülern heute ausserordentlich breit – die integrative Schule lässt grüssen. Und etliche Eltern sind angesichts dieser Diversität enorm erleichtert, wenn ihr Kind am Ende der Primarschulzeit endlich in eine homogenere Klasse wechseln darf, in der es leistungsmässig besser aufgehoben ist.

Genau hier aber möchte der Wissenschaftsrat nun auf die Bremse treten. Geht es nach ihm, soll der Zeitpunkt der Selektion von der Primarschule in die Sekundarstufe hinausgeschoben werden. Die Professoren Rolf Becker und Jürg Schoch, auf deren Studie zur sozialen Selektivität sich der Wissenschaftsrat stützt, schlagen vor, dass alle Kinder bis und mit achtem Schuljahr zusammenbleiben und dass der Übertritt erst in der neunten Klasse durchgeführt wird. Mit dieser hinausgeschobenen Selektion will man laut Jürg Schoch verhindern, dass das Leistungsniveau einer Klasse einbricht, wenn diejenigen Schüler auf und davon ziehen, die insbesondere aufgrund ihrer privilegierten Herkunft gute Noten erhalten, während andere Begabte mit den Leistungsschwächeren zusammen zurückbleiben. Auch sollen die fremdsprachigen Schüler auf diese Weise mehr Zeit erhalten, um ihre Kom-

petenzen zu verbessern. Es gäbe keine Leistungsstufen mehr, schon gar kein Progymnasium, sondern nur noch einen einheitlichen Unterricht für alle, am besten in Zwei- oder Dreijahrgangsklassen, aber natürlich «individualisiert». Wie ein Lehrer dies bewerkstelligen soll, wie er einem derart bunten Haufen von Teenagern tagtäglich Wissen vermitteln kann, über diese Frage gehen die Experten grosszügig hinweg.

Die Studie wartet auch mit anderen provokativen Ideen auf. Etwa, dass man eine Art Quote für Schüler mit Migrationshintergrund oder für Unterschichtskinder definiert, die ins Gymnasium übertreten sollen. Auch möchte man die Lehrer ermutigen, «ihren Handlungsspielraum bei Selektionsentscheiden» auszunutzen und talentierte, aber sozial benachteiligte Schüler beim Übertritt etwas weniger streng zu beurteilen – alles im Namen der Chancengleichheit und Nichtdiskriminierung, versteht sich. Man kann die Sache freilich auch anders sehen, nämlich als Gleichmacherei und weitere Nivellierung nach unten, die auf Kosten der guten und leistungsbereiten Schüler gehen. Deren Familien sich in der Folge noch häufiger in Bildungsbürgerquartieren niederlassen oder ihre Kinder auf Privatschulen schicken werden.

Sind Akademiker die Topklasse?

Wenig Freude an den Empfehlungen des Wissenschaftsrates dürften auch die Anhänger der Berufslehre haben. Denn diese steht beim SWR gar nicht hoch im Kurs. Dass Schüler, die das Zeug zum Gymnasiasten hätten, mit sechzehn Jahren in die Lehre gehen, versteht man nicht und sieht darin ein nicht ausgeschöpftes Leistungspotenzial. Und wenn diese Jugendlichen dann noch aus nichtakademischen Haushalten stammen, wo eine solide Berufsausbildung möglicherweise mehr zählt als zehn Jahre Gymnasium und Studium, muss es sich in den Augen der Experten um eine soziale Ungerechtigkeit handeln und kann kein freiwilliger Entscheid sein. Selbst die Fachhochschulen kommen beim SWR nicht gut weg: «So werden Studienberechtigte aus unteren Sozialschichten vom Universitätsstudium abgelenkt» – auch jene mit guten Erfolgsaussichten –, heisst es in seiner Publikation. Das ist nun doch eine recht einseitig-elitäre Sichtweise. Beim Wissenschaftsrat scheint die Auffassung vorzuherrschen, dass der Akademikerstatus die Topklasse in Gesellschaft und Beruf darstellt und dass alle anderen Ausbildungen weniger wert sind. Doch das Leben ist vielfältiger und beweglicher, als sich das die Bildungsberater des Bundesrates offenbar vorstellen. Ein Uni-Abschluss garantiert heute keineswegs, dass man einen tollen Job mit hohem Einkommen findet. Und nicht von jemandem mit Berufslehre oder Fachhochschulabschluss überholt wird. ○

Schweiz

Unter EU-Flagge

Wirtschaftsanwalt Jean Russotto sorgt für europapolitische Kontroversen.

Vergangenen Freitag schrieb der Unternehmensberater Klaus Stöhlker auf dem Onlineportal Inside Paradeplatz, die EU habe den Schweizer Jean Russotto als Lobbyisten angeheuert, um in der hiesigen Bevölkerung die Werbetrommel für den Rahmenvertrag zu rühren. Ausgangspunkt für diese Darlegung war ein Anlass mit halbdiplomatischem Anstrich in Verbier. An dem von Russotto organisierten Podium nahmen neben alt Bundesrätin Micheline Calmy-Rey (SP) auch Staatssekretär Roberto Balzaretto und der frühere EU-Botschafter in der Schweiz, David O'Sullivan, teil.

Jean Russotto, der Schweizer Wirtschaftsanwalt mit der tiefen Stimme und der Ausstrahlung eines französischen Landadeligen, vertritt seit 46 Jahren die Interessen seiner vornehmlich schweizerischen Kunden im Gesetzgebungsverfahren der Europäischen Union. Sein bekanntestes Mandat ist jenes für die Schweizerische Bankiervereinigung, das er seit Jahrzehnten versieht. Russottos Karriere begann nach dem Jus-Doktorat mit ersten beruflichen Erfahrungen im Rechtsdienst der Waadtländer Staatskanzlei und des Nestlé-Konzerns. 1972 ging er nach Brüssel zur Wirtschaftskanzlei Oppenheimer, die 2004 von der amerikanischen Steptoe & Johnson übernommen wurde.

Die Grenzen zwischen Rechtsberatung und Lobbying sind fliessend im Business von Steptoe & Johnson. Sie reichen von der Vertretung von Microsoft in einem Kartellverfahren vor der EU bis zum Lobbying in Washington für Kunden wie den Internetkonzern Facebook und den Waffenkonzern Raytheon. 2010 holte Russotto den früheren Schweizer Diplomaten Alexis Lautenberg zu Steptoe. Wenig später verselbstständigte sich dieser und übernahm die Interessenvertretung für die Grossbanken UBS und Credit Suisse aus dem Mandat der Bankiervereinigung, dessen übriger Teil bei Russotto verblieb.

Aus seinen Sympathien für die EU hat Russotto nie einen Hehl gemacht. 1991 weilte er in Schweizer Zeitungen für den EWR-Beitritt. Später profilierte er sich als Kritiker der bilateralen Verhandlungen und forderte den Vollbeitritt der Schweiz. Vor allem in den Medien der Romandie ist er ein gefragter Gesprächspartner zum Thema Schweiz-EU. Auf Anfrage sagt Russotto, er habe kein Mandat der EU. Lediglich habe er ehrenamtlich der freundschaftlichen Bitte der «Amis de Verbier» entsprochen, für ihren Anlass bei der Zusammenstellung des Podiums behilflich zu sein. Weitere solche Veranstaltungen seien momentan nicht geplant. *Florian Schwab*

Liebe auf Jüdisch

Der Erfolgsfilm «Wolkenbruch» zeigt die berührende Liebesgeschichte eines jüdischen Jungen, der aus der orthodoxen Gemeinschaft ausbricht. Noch immer aber werden die Hochzeiten strenggläubiger Juden arrangiert. Und es funktioniert, wie Erfahrungsberichte belegen. *Von Roman Zeller*

Abraham Schijveschuurder bleibt wie versteinert stehen und zeigt auf ein Graffito, ein zackiges Geschmiere, schwarze, ineinander verkeilte Striche, rund zehn Meter von ihm entfernt. «Ein Hakenkreuz», sagt er. Erst beim zweiten Hinsehen bemerkt er, dass er sich täuscht. «Ich hatte schon gedacht...» Er dreht sich um und stapft die letzten Stufen zum Eingang der Synagoge an der Freigutstrasse in Zürich hinauf. Schijveschuurder, 68, ist orthodoxer Jude, gebürtiger Niederländer und lebt seit 1985 in Zürich. Er geht täglich in die Synagoge, wo er jeweils am selben, von ihm gemieteten Platz betet.

Beim Betreten der Synagoge reicht Schijveschuurder einigen Bekannten, alles Männer, die Hand. Es ist Chanukka, das jüdische Lichterfest. Die Gläubigen beten stehend, setzen sich kurzzeitig, singen und beten wieder. Auf der Empore sind einige wenige Frauen erkennbar. Metallstäbe, eine Art Gitter, separieren sie von den betenden Männern. Einzelne Frauen blicken hinunter, andere sind ins Gebet versunken. Die strikte Trennung ist augenfällig.

«Der Mann guckt gerne», sagt Schijveschuurder. In der Synagoge soll er sich aber auf das Gebet und Gott und nicht auf hübsche Frauen konzentrieren. Flüsternd fügt er hinzu: «In anderen Gemeinden hat es Vorhänge zwischen den Geschlechtern.» Ein Schlusslied beendet den Gottesdienst nach etwa einer halben Stunde. Abraham Schijveschuurder macht sich, noch immer summend, auf den Weg nach Hause.

«Wolkenbruch» lautet der Titel des erfolgreichsten Deutschschweizer Films des Jahres 2018. Er erzählt die Geschichte des orthodoxen Juden Mordechai «Motti» Wolkenbruch, 25, aus Zürich. Motti wehrt sich gegen den *schideck*, die Verkopplungsversuche seiner *mame*, und verliebt sich in eine Nichtjüdin, eine *schickse*. Die Familienkrise, die er damit heraufbeschwört, wird als Komödie inszeniert. Doch was sagen orthodoxe Juden dazu? Welche Erfahrungen haben sie mit der arrangierten Ehe gemacht? Wie begründen sie die immer noch gelebte Tradition?

Im Film sei vieles überspitzt dargestellt, sagt Abraham Schijveschuurder am Tag nach dem Synagogenbesuch in seinem Hause, mit Räumen voll Büchern und Bildern. Aber die Liebesgeschichte sei herzlich. Im gleichen Atemzug verweist er auf die Zahlenschlösser, Über-

wachungskameras und das Sicherheitspersonal in der Synagoge, das sei «leider nötig».

«Verkopplungsbörse»

Er habe «Wolkenbruch» nicht gesehen, denn er gehe nicht ins Kino, sagt der 46-jährige Nesanel, der anonym bleiben möchte. Er sei strenggläubig und handhabe auch das Internet restriktiv. Es sei seine Liebe zu Gott, die ihn dazu bewege, gewisse Einflüsse «a priori» abzublocken, sagt Nesanel in seinem Büro in Zürich, wo er im Immobiliengeschäft tätig ist. Er sei ein stolzer orthodoxer Jude. Angst vor dem Fremden habe er nicht. Antisemitismus gehöre «seit je» zum jüdischen Leben. «Esau hasst Jakob», zitiert er die Bibel. Dass das jüdische Volk noch immer fortbestehe, gründe mitunter auf der Ehetradition des orthodoxen Judentums. Nesanel sieht den *schideck*, die arrangierte Hochzeit, wenn Jüdinnen und Juden vermittelt durch Drittpersonen im Idealfall heiraten, als Beitrag für die jüdische Gemeinschaft. «Man probiert, jeden mitzutragen und eine weitere Generation aufzubauen», so beschreibt er die «Verkopplungsbörse». Dafür werden die Kontakte zusammengelegt, jeder helfe mit.

Nesanel weiss, wovon er spricht: Seine Ehe ist arrangiert worden. Er erinnert sich, wie seine Mutter ihn im Alter von etwa zwanzig informiert habe, dass ihr über Dritte Vermählungsvorschläge angetragen worden seien. Darauf habe er ihr seine Präferenzen mitgeteilt: die religiöse Bildung und bestimmte Herkunftsgegenden. Seine Mutter habe die restlichen Faktoren – das Elternhaus, den Familiensinn oder Erbkrankheiten – beurteilt. Optische Reize seien für ihn im Gegensatz zu andern sekundär gewesen.

Insgesamt hat sich Nesanel mit zwei möglichen Ehepartnerinnen getroffen, eine davon aus Grossbritannien, doch auf der Insel habe es

nicht gepasst, trotz guten Gesprächen. «Wir brechen jedoch ab, wenn es nichts wird, und spielen nicht rum.» Mit der zweiten möglichen Ehefrau wurde für das erste Date eine Hotellobby gewählt. Man habe über die Vergangenheit gesprochen, woher man komme, über den Werdegang: «Ich hatte sie sofort sehr gerne», erinnert sich Nesanel. Die Chemie habe derart gut gepasst, dass er bereits nach zwei Treffen die Bereitschaft vermittelt habe,

Mann und Frau werden ab dem Zeitpunkt der Verlobung für den Geschlechtsverkehr unterrichtet.

um die Hand seiner zukünftigen Frau anzuhalten. «Sie wusste eigentlich beim nächsten Date, dass ich sie fragen werde.» Wann er sich in seine Frau verliebt habe, könne er nicht sagen. Das sei für die Ehe nicht entscheidend. «Liebe» sei etwas viel Tieferes als ein körperlicher Reiz, sagt Nesanel, eine Bindung, ein Versprechen zwischen zwei Menschen, auch gegenüber der Religion. «Bei uns im Judentum sagt man vielleicht eher: Ich sehe mich künftig mit dieser Person – *we make it work*.» Liebe ergebe sich auf diese Weise sowieso immer, zu «99 Prozent».

Glaube und Glück

Es sei der starke Glaube an Gott und die Liebe zu ihm, weshalb sie ihr Leben nach den jüdischen Bräuchen richte, sagt auch Ilana Lipschitz, 26-jährig, aus Zürich. Sie könne sich gar nicht vorstellen, ohne den Glauben glücklich zu sein. Ihre Hochzeit mit Chaim sei daher arrangiert worden. Sie selber sei modern-orthodox und trage in der Öffentlichkeit eine Perücke, da ihre Haarpracht ausschliesslich für den Ehemann bestimmt sei. Ilana hat eine ultraorthodoxe Schule in Zürich besucht, geschlechtergetrennt, darauf die kaufmännische Lehre in einer jüdischen Privatschule absolviert. «Wir waren immer untereinander», sagt sie über Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft.

Den *schideck* als «Mittel zum Zweck» für das Fortbestehen des Judentums zu bezeichnen, entspreche allerdings nicht der Wirklichkeit, so Ilana. Sie blickt auf ihren sechs Monate alten Sohn, den sie im Arm hält. Ohne eine starke Bindung zwischen Mann und Frau bringe auch die jüdische Ehe nichts, und es komme zur Scheidung. «Der Sinn der jüdi-



«Der Mann guckt gerne»: Schijveschuurder.



«Wir waren immer untereinander»: Familie Lipschitz.

schen Religion ist es, glücklich zu sein.» Für sie sei wichtig, dass sich das Paar liebe, nur dann könne es die Kinder als Team grossziehen – auch in religiöser Hinsicht.

Denkt Ilana an ihre Dating-Phase mit ihrem Ehemann Chaim und die Verlobung nach nur zwei Wochen zurück, meint sie, dass sie damals geglaubt habe, ihn zu lieben. Die Liebe hätten sie aber aufgebaut und auch daran «gearbeitet». Ein reiner Glückstreffer sei ihr *schideck* nicht gewesen. Ihren Sohn werde sie in die gleiche ultraorthodoxe Schule, die

sie besucht habe, schicken, sagt Ilana. «Ich will die Religion und die Kultur erhalten.»

Kinder, Enkelkinder und Urenkel

Fragt man Jiska nach dem Sinn der arrangierten Ehe, äussert sie sich unmissverständlich: «Es geht darum, das jüdische Volk am Leben zu erhalten.» Jiska ist orthodoxe Jüdin, 65, lebt in Zürich und hat bei der Hochzeit ihrer vier Kinder entscheidend mitgeholfen. Immer wieder betont sie, dass das Judentum in seinen Ausprägungen facettenreich sei. Der gemein-

same Nenner sei allerdings, dass jüdische Kinder entstehen. «Das Ziel ist die Familie», sagt sie. Hinter ihr im Wohn- und Esszimmer stehen unzählige Bilder ihrer Kinder, Enkelkinder und Urenkel.

Ihren Ehemann hat Jiska nicht durch die Ehevermittlung kennengelernt. Das sei ungewöhnlich aufgrund der Geschlechtertrennung im Alltag. Frau und Mann interagierten nur innerhalb der Familien. Selbst auf jüdischen Partys stünden die Frauen gesondert: «Zum Gratulieren geht man kurz rüber, dann aber wieder weg.» Heiratsfähige Buben und Mädchen zusammenzubringen, sei die logische Konsequenz und Herausforderung zugleich, so die orthodoxe Jüdin. Zahlreiche Telefonate habe sie getätigt für die Wünsche und Kriterien ihrer Söhne, die sie auf Listen festgehalten habe.

Während der Zeit des Kennenlernens sei Körperkontakt tabu: «Kein Küssen, kein Streicheln, kein Berühren, nichts.» Das ändere sich mit der Hochzeit und der langersehten Berührung. In der Hochzeitsnacht komme es zum Geschlechtsverkehr, worüber Mann und Frau ab dem Zeitpunkt der Verlobung von nahestehenden Experten einzeln unterrichtet würden, sagt Jiska. «Es wird alles genau besprochen, was man machen muss, alles beim Namen genannt.» Die Sexualität erfülle den Zweck, Kinder zu zeugen. Samen dürfe nicht vergeudet werden. Dass Juden dabei keine Freude haben dürften, stehe nirgends geschrieben. Jiska schätzt die Grösse einer durchschnittlichen jüdischen Familie auf vier bis sechs Kinder. In Zürich kenne sie eine Familie mit zwölf Nachkommen.

Weiterleben in Angst

«Seid fruchtbar und mehret euch», heisst es in der Thora, dem jüdischen Gesetzestext. Als reines Verstandeskonstrukt würde Jiska die jüdische Ehe allerdings nicht bezeichnen. Sich gegenseitig «Ich liebe dich» zu sagen, einander die Gefühle zu offenbaren und zu zeigen, komme natürlich vor, so Jiska. Dafür müsse die Liebe aber während der Ehe heranwachsen, was sie auch tue. Dass die Liebe anfänglich noch nicht da sei, führt Jiska auf das Arrangement zurück.

Ihren richtigen Namen möchte Jiska nicht in der *Weltwoche* lesen. Sie meide die Öffentlichkeit. Beim Film «Wolkenbruch» bedauert Jiska, dass der Antisemitismus nicht vorkomme. Für Juden sei diese Erfahrung unmittelbar, wenn etwa aus vorbeifahrenden Autos «Saujude» geschrien werde. «Man ignoriert das nicht, aber lebt irgendwie damit weiter», sagt sie. Was bleibe, sei Angst. Dass ihre Kinder den gleichen Weg wie sie gegangen sind und sie bereits Urgrossmutter ist, erfüllt Jiska mit Dankbarkeit. «Jedes Mal, wenn ein neues Kind geboren wird, sagt man: <Sieh, nicht Hitler und nicht Arafat haben es geschafft, uns auszurottet.>» ○

Vor ihm zittern die Schotten

Jahrzehntelang steuerte Dolf Stockhausen ein Familienunternehmen in der chemischen Industrie. Dann wurde er Investor und Kulturkritiker. Jetzt setzt der frühere Clariant-Verwaltungsrat und Wahl-Nidwaldner zur Neuerfindung des Whiskys an. *Von Florian Schwab*

In seinem Unternehmerleben hat Dolf Stockhausen schon vieles zum Erfolg geführt. Sein neuestes Projekt hat etwas geradezu Verwegenes. Der Erfinder hat ein Verfahren zur Herstellung von Single-Malt-Whisky entwickelt, bei dem das Getränk viel rascher altert als bei der konventionellen Fasslagerung.

Gross und kräftig gebaut, tritt uns der 73-Jährige entgegen. Er wirkt, im Gegensatz zu seinem Whisky, viel jünger, als ihn sein tatsächliches Alter ausweist. Mit seinem freundlichen, etwas fülligen Gesicht und den pfliffigen Augen könnte er problemlos als Typ «zerstreuter Professor» durchgehen. Doch Stockhausen ist mehr als das. Er ist einer der kreativsten deutschen Exilunternehmer in der Schweiz. Mit Deutschland, sagt Stockhausen, habe er «im Groll gebrochen». Das Land sei mittlerweile «hoffnungslos sozialistisch».

Stockhausens Abschied von Deutschland vollzog sich in zwei Etappen. Ende der 1990er Jahre wanderte er nach Graz aus, wo er später die österreichische Staatsbürgerschaft annahm. 2011 zog Stockhausen in die Schweiz. Bereits zuvor hatte er eine Ferienwohnung in Ennetbürgen, wo er «die Schweizer kennen- und lieben gelernt und das schweizerische Erfolgsmodell schätzen gelernt» hat.

Gemeinsam mit seiner Ehefrau wohnt der ursprünglich aus Nordrhein-Westfalen stammende Erfinder in einer mit diskret-exklusivem Geschmack eingerichteten Penthousewohnung an bester Seelage in Hergiswil,

Er entwickelte das Granulat, das für die Flüssigkeitsaufnahme in Babywindeln zuständig ist.

Kanton Nidwalden. Für die traumhafte Aussicht über den Vierwaldstättersee bleibt allerdings wenig Zeit, denn mit einer Präzision, die an ein Chemielabor erinnert, hat Stockhausen leere Degustationsgläser aufgereiht. Daneben volle Flaschen – manche davon mit gedruckter Etikette, andere mit Filzstift beschriftet, direkt aus dem Versuchslabor, in dem Dr. Stockhausen am Rad der Zeit dreht.

Raketenzündung

Zurzeit befinden sich die Baupläne für seine Erfindung beim eidgenössischen Patentamt in Bern. Sie sind also noch geheim. Der Name des Whiskys, «Seven Seals», gemahnt an das sprichwörtliche Buch mit sieben Siegeln. Schüt-



Alles Physik, keine Chemie: Unternehmer Stockhausen.

tet Stockhausen einen chemischen Turbolader in den Whisky? Oder streut er, wie bei der Weinlagerung teilweise üblich, Holzspäne ins Fass, um den Holzgeschmack zu unterstützen?

«Ich mache nichts, was die Schotten nicht auch machen. Aber ich mache es intelligenter», sagt Stockhausen und lugt listig durch die Gläser seiner Brille. «Der Whisky bekommt seinen Geschmack hauptsächlich aus den Diffusionsreaktionen, die zwischen der Flüssigkeit und dem Fass stattfinden.» Unerwünschte Arten von Alkoholmolekülen würden in die Fasswand wandern, während Geschmacksstoffe wie Tannine, Holzzucker und Vanilline aus dem Holz in die Flüssigkeit wechselten.

Die Geschwindigkeit, mit der dies geschehe, fährt Stockhausen fort, sei abhängig vom «Verhältnis von Oberfläche zu Rauminhalt». Da aber «die Kugel der geometrische Körper mit dem kleinsten solchen Verhältnis» sei und «ein Fass geometrisch ziemlich nahe an einer Kugel», sei klar, dass dies alles andere als optimal sei. Die Whiskyreifung im Fass laufe in Zeitlupe ab. Stockhausens Whiskyrevolution ist ein «Verfahren mit einer feinteiligeren Geometrie, bei dem die Reifung viel schneller geht».

Allerdings könne man beim Whisky nicht, wie beim Wein, einfach Holzspäne hineinwerfen. «Das Übermass an Tanninen führt zu einem völlig ungeniessbaren Resultat.» Vielmehr brauche das Holz in jeder Form eine Vorbehandlung mit Wasser, um die Tannine auf das erwünschte Mass zu reduzieren. Ausserdem, so Stockhausen, müsse man dafür sorgen, dass im Holz ausreichend Holzzucker und Vanillin entstehen, die dem Whisky seinen Geschmack geben. Beim Studium der Fachliteratur zum Thema Whisky hat Stockhausen bemerkt, dass die Aromastoffe entstehen, wenn Holz über längere Zeit schonend erwärmt wird. In Schottland werden die Fässer hingegen mit 3000 Grad ausgeflämmt. «Bei solcher Art Erhitzung können nur wenige Aromastoffe entstehen.» Sobald die Temperatur höher sei, entstünden sogar eher unerwünschte Inhaltsstoffe. Er habe, hält Stockhausen abschliessend fest, «das schottische Verfahren zu Ende gedacht». Alles Physik, keine Chemie.

Wie kommt man überhaupt auf die Idee, den Schotten eine Lektion in Sachen Whiskyproduktion zu erteilen? Er sei selber ein grosser Whiskyliebhaber, sagt Stockhausen. Als ihn vor zwei Jahren ein Bekannter anfragte, ob sie gemeinsam eine stillgelegte Brennerei übernehmen wollten, sei er begeistert gewesen. Bei genauerem Nachdenken habe er dann aber gemerkt: «Ich bin jetzt 72. Bis ich das erste Fass öffnen kann, muss ich mindestens zehn Jahre warten und weiss vorher gar nicht, ob das überhaupt etwas geworden ist.» Es müsse einen besseren Weg geben. Also begann er, sich detailliert mit den Prozessen bei der Whiskyreifung zu befassen, und machte sich dann ans Experimentieren.

Bei seiner Whiskyerfindung schöpfte Dolf Stockhausen aus seiner jahrzehntelangen Erfahrung in der Produktentwicklung. Anfang der 1980er Jahre hatte er die Leitung der familieneigenen Chemiefirma Stockhausen, gegründet 1907 in Krefeld, übernommen. Damals schrieb man achtzig Millionen D-Mark Umsatz und war «ein ganz nettes, kleines Unterneh-



«Feinteiligere Geometrie»: «Seven Seals»-Whisky.

men». Die betriebswirtschaftliche Raketenzündung erfolgte, als die Firma das Granulat entwickelte, das bis heute in Babywindeln führender Hersteller für die Flüssigkeitsaufnahme zuständig ist. In den folgenden Jahren vervielfachten sich Umsatz und Gewinn.

Dann kam das Jahr 1992. «Leider wollte die Familie Kasse machen und verkaufte das Unternehmen an die Chemischen Werke Hüls (heute Evonik)», hält Stockhausen etwas wehmütig fest. Immerhin, ein kleiner Trost bleibt dem Tüftler: Anders als seine Mitgesellschafter, versteuerte er den Verkaufsgewinn nicht mit den

Als Kulturkritiker ging er mit dem modernen Regietheater besonders hart ins Gericht.

in Deutschland üblichen 48 Prozent, sondern nur mit 24 Prozent. Es sei ihm ein besonderes Verfahren eingefallen. Stockhausen lächelt zufrieden. «Das hat nur ein einziges Mal funktioniert!» Sofort nachdem ihm der deutsche Fiskus die Regelung hatte zugestehen müssen, erliess dieser einen sogenannten Nichtanwendbarkeitsbeschluss für die Zukunft.

«Sokratische Kunst des Produktdesigns»

Den Erlös aus dem Verkauf investierte Stockhausen in die Süd-Chemie in München, die 2011 von Clariant übernommen wurde. Sowohl bei Süd-Chemie als auch bei Clariant gehörte Stockhausen dem Verwaltungsrat an, dort als Vize-Präsident, hier unter anderem als Mitglied des Ausschusses für Forschung und Entwicklung. Sein Verständnis der industriellen Produktentwicklung beschreibt Stockhausen als die «sokratische Kunst des Produktdesigns». Es gehe darum, die von Sokrates beschriebene «Hebammenkunst» im industriellen Umfeld anzuwenden: Ideen in einem strukturiert-simultanen, hierarchieübergreifenden Dialog zu entwickeln. Er sei immer «gegen papierne Vorgänge» gewesen, vielmehr gehe es um «die

maximale Nutzbarmachung des Wissens und der Ideen von Mitarbeitern».

Sein Verfahren für die Whiskyherstellung habe das Zeug dazu, eines der drängendsten Probleme der Whiskyindustrie zu lösen, das Fassproblem. Aufgrund des weltweiten Whiskybooms und einer Gesetzesänderung in den USA, die erstmals die Wiederverwendung bisher nach Schottland exportierter gebrauchter Bourbon-Fässer erlaubt, bekommen die Destillieren kaum noch Fässer in der notwendigen Menge und Qualität. Sobald das Patent steht, will er deshalb neben der eigenen Produktion des «Seven Seals» auch Lizenzen an andere Destillieren verkaufen.

Die ersten Reaktionen des Publikums seien «sehr ermutigend», sagt Stockhausen. Diesen Herbst war er auf dem Whiskyschiff in Zürich, wo sein Whisky reissenden Absatz fand. Und auch die Fachwelt wird hellhörig. Bei einer Degustation hielt der vielbeachtete Whiskykritiker Jim Murray fest, die Produkte von «Seven Seals» seien besser als ein Grossteil der Whiskys schottischer Destillieren. Einer auf dem Markt noch nicht erhältlichen fassstarken Variante mit Portweinfinish verortete er als Kandidat für die Liga «Whisky des Jahres». Das sei, betont Stockhausen, auch in hohem Masse der Qualität der angelieferten Destillate von der Schwesterfirma Langatun in Aarwangen und dem ausserordentlichen Whisky-Know-how seiner beiden Partner zu verdanken.

Neben dem Getränkebusiness betätigt sich Stockhausen als Investor von jungen, dynamischen Unternehmen. So ist er unter anderem an einem Hersteller von Wasserstrahlschneidemaschinen beteiligt und an einem Spin-off der ETH Lausanne, das ein Verfahren für die bakteriologische Untersuchung von Wasser entwickelt hat, das beispielsweise bei Mineralwasserproduzenten zum Einsatz kommt.

Zu seinen Grazer Zeiten war Dolf Stockhausen neben seiner unternehmerischen Aktivität ein vielgelesener Autor. Für die *Grazer Woche* verfasste er Theater-, Opern- oder Konzertkritiken, und im Magazin *Zur Zeit* wettete er gegen Sozialismus und Bürokratie. Stockhausen entwickelte sich zu einem der gefürchtetsten Theaterkritiker Österreichs. Besonders hart ging er mit dem modernen Regietheater ins Gericht, wenn es die Werke zur Unkenntlichkeit verfremdete. Als Katharina Wagner in Bayreuth mit diesem Konzept anfang, schrieb er, die Wagner-Festspiele drohten am «dekonstruktiven Regietheater zu ersticken».

Einen Moment will es den Eindruck machen, als hätte er auch heute noch Lust, ab und zu zur Feder zu greifen. Doch da interveniert Stockhausens Frau: «Die Zeiten sind vorbei.» Wenn man dauernd darüber nachdenke, was man schreibt, könne man die Aufführungen ja gar nicht geniessen. Seinen eigenen Whisky genießt Stockhausen bislang in vollen Zügen. ○



Mehr als ein «Bärgli»: der 66 Grad steile Zielhang in Adelboden.

Wo der Föhn intensiver bläst

Der Weltcup in Adelboden wird auch dieses Wochenende wieder Hunderttausende von Zuschauern begeistern. Wer hier den Riesenslalom gewinnt, gehört zu den Legenden des Skisports. Was macht den Mythos Chuenisbärgli aus? *Von Thomas Renggli*

Der Sport kennt viele magische Orte: Wimbledon für Tennisspieler, Monte Carlo für Autorennfahrer, Hawaii für Triathleten, Ascot für Reiter, Kitzbühel für Speedskifahrer. In diese Reihe gehört auch eine 84 Hektar grosse Kuhweide bei Adelboden: das Chuenisbärgli. Dort wird im Sommer eine alte Hütte zum Bergrestaurant befördert und von den lokalen Bauern nach geheimem Rezept der beste Käse weit und breit produziert.

Am Samstag findet auf diesem urigen Stück Land – wie immer seit 1955, wenn der Föhn nicht sein Veto einlegte – der schwierigste, spektakulärste und prestigeträchtigste Riesenslalom der Welt statt. «Das ist der Hang meines Lebens», sagt Marc Berthod. Der Enga-

diner feierte hier seine einzigen beiden Weltcup-Siege: 2007 im Slalom, ein Jahr später im Riesenslalom. Berthod, heute 35 Jahre alt und Co-Kommentator beim Schweizer Fernsehen, gewann einst an Junioren-Weltmeisterschaften einen ganzen Medaillensatz und an den WM in Are 2007 Bronze in der Superkombination und im Teamwettbewerb. Doch seine Triumphe in Adelboden stellt er über alles: «Seit meiner Kindheit habe ich davon geträumt, auf dieser Strecke zu siegen.»

Vor allem Berthods Exploit im Slalom war von seiner Entstehung her geschichtsträchtig. Im ersten Lauf startete der Bündner mit der Nummer 60 – und qualifizierte sich als 27. mit Ach und Krach für den zweiten Durchgang.

Dann blies er zur epochalen Aufholjagd und versetzte die rund 10 000 Zuschauer am Streckenrand in Ekstase. Die monumentale Stahlrohrtribüne im Zielraum, die sich wie eine Wand vor den Fahrern aufbaut, vibrierte gefährlich. Berthod erinnert sich mit einem breiten Lachen an jenen Tag zurück. Die Zieleinfahrt in Adelboden habe «Stadioncharakter». An kaum einem anderen Ort sei der Einfluss des Publikums grösser. Bevor man die letzte Kuppe erreiche, höre man das Brummen der Zuschauer und das Läuten der Kuhglocken – und wenn der Lärm dann immer grösser werde, habe man die Bestätigung, dass man schnell unterwegs sei. Dies trage einen auch über den 66 Grad steilen Zielhang durch die

«unglaublich schwierigen» letzten drei Tore: «Die Atmosphäre wirkt wie ein Sog.»

Marc Berthods Siegfahrt in Adelboden war eine der spektakulärsten der vergangenen 64 Jahre. Und doch umweht sein Name in der Siegerliste ein Hauch von Exotik. Denn besonders im Riesenslalom ist die Ehrengalerie am Chuenisbärgli ein Who's who der grössten Techniker im Skizirkus: Jean-Claude Killy, Karl Schranz, Gustav Thöni, Ingemar Stenmark (mit fünf Erfolgen Rekordsieger im Riesenslalom), Pirmin Zurbriggen, Marc Girardelli, Alberto Tomba, Michael von Grünigen, Hermann Maier, Benjamin Raich, Aksel Lund Svindal, Ted Ligety, Marcel Hirscher. Oder frei nach Frank Sinatra: «Wenn du es in Adelboden schaffst, kannst du es überall schaffen.»

Griff zum Salz

Der Bündner Heini Hemmi siegte am Chuenisbärgli im Januar 1977 – nachdem er im Winter zuvor überraschend an den Winterspielen in Innsbruck Riesenslalom-Gold gewonnen hatte. Hemmi, heute 69 Jahre alt und auf der Lenzerheide als Lachshändler erfolgreich, erinnert sich noch genau an jene Monate: «Nach dem Olympiasieg war ich eine Weile fast unschlagbar. Ich siegte in Val-d'Isère, Ebnat-Kappel und Adelboden und beendete die Gesamtwertung punktgleich mit Stenmark. Dank den besseren Streichresultaten gewann ich den Disziplinen-Weltcup.» Adelboden sei vor allem wegen der Topografie des Hanges speziell anforderungsreich: «Es hat viele Wellen und Übergänge – dazu fällt die Strecke schräg ab.» Als Pièce de Résistance bezeichnet Hemmi den Zielhang: «Da braucht es viel Selbstvertrauen, um die direkte Linie zu fahren.» Von den technischen Ansprüchen her lasse sich der Riesenslalom durchaus mit der Abfahrt in Kitzbühel vergleichen: «Zufallssieger gibt es an beiden Orten nicht.»

Wer den Mythos Adelboden begreifen will, kommt an einem Namen nicht vorbei: Hans Pieren. Der 56-Jährige ist hier geboren und aufgewachsen und kennt am Chuenisbärgli jede Schneeflocke. Pieren sagt: «Die Bedeutung von Adelboden liegt auch in der langen Tradition. Das Rennen ist älter als der Weltcup. Und seit 1967 die damals neue Rennserie eingeführt wurde, gehört unser Riesenslalom zu den Fixpunkten im Kalender.»

Als Rennfahrer feierte Pieren hier mit dem zweiten Platz 1992 sein wertvollstes Weltcup-Resultat. Schneller war damals nur der Norweger Ole Kristian Furuseth. Dass ihm der Sieg in seinem Heimrennen verwehrt blieb, ist für Pieren ein Wermutstropfen. Doch aufhalten mag er sich dabei nicht mehr. «Ich hadere

nicht», sagt er – und fügt lächelnd an: «Immerhin habe ich in Adelboden fast gewonnen. Das können nicht viele von sich behaupten.»

Gewonnen hat Pieren dennoch. Seit seinem Rücktritt vom Spitzensport 1993 ist er an seinem Hausberg als Rennleiter zuständig. Die Pistenpräparation hat er in ein neues Zeitalter geführt – und dabei aus der Not eine Tugend gemacht. Weil in Adelboden der Föhn intensiver bläst als anderswo, musste Pieren oft tief in die Trickkiste greifen. Dabei entwickelte er ein fundiertes Wissen über die Schneebeschaffenheit und die Möglichkeiten, auch bei hohen Temperaturen eine feste und kompakte Unterlage zu garantieren. So bedient er sich einer Substanz, die Laien eher mit dem Strassenräumdienst als mit einem Weltcup-Rennen in Verbindung bringen: Salz. Pieren erklärt: «Salz hat eine physikalische und chemische Wirkung. Bei aufgeweichter Piste benutzen wir für das Aufbauen einer Rennstrecke bis zu vier oder sogar fünf verschiedene Sorten. Wichtig ist die Körnung.» Um seine Kenntnisse zu optimieren, begab sich Pieren auf eine «Weiterbildungsreise» nach Rheinfelden zu den Salinen: «Ich habe dort die Salze untersucht. Und nach verschiedenen grobkörnigen Arten gefragt.» Pieren füllt mit seinem Wissen mittlerweile eine Marktlücke. An den Winterspielen 2014 in Sotschi wurde er von der FIS für die Präparation der Pisten in den technischen Disziplinen engagiert. Und als die Halfpipe zu brechen drohte, musste er auch bei den Snowboardern notfallmässig einspringen. Im vergangenen Februar stand er in Pyeongchang sowohl während der Olympischen Spiele als auch bei den Paralympics im Einsatz.

Doch die grösste Herausforderung wartet Jahr für Jahr vor der eigenen Haustür auf ihn: «Das Chuenisbärgli ist auch für die Pistenmacher die schwierigste Rennstrecke. Der Hang fordert unendlich viel Einsatz, Technik und Know-how.» Drei Meteo-Stationen liefern Pieren und seinem Team die entscheidenden Daten. Wichtig sei es, «aufs Rennen hin minutenklar bereit zu sein ... also manchmal in

letzter Sekunde noch etwas zu präparieren und mit dem Salz zu zaubern». Auf eine Frage hat aber selbst Pieren keine verbindliche Antwort. Woher stammt der Name Chuenisbärgli? Es könne eine Ableitung von Kuh sein – oder vom Namen Konrad herrühren: «Aber genau konnte mir das noch niemand erklären», sagt er.

Michael von Grünigen ist diese etymologische Wissenslücke wohl ziemlich egal. Der Berner Oberländer aus Schönried siegte in Adelboden 1996 im Riesenslalom. Der Triumph kam in der stärksten Phase seiner Karriere: Im folgenden Monat gewann er an den Weltmeisterschaften in der Sierra Nevada Bronze im Slalom und Riesenslalom, ein Jahr später triumphierte er im

WM-Riesenslalom von Sestriere. Medaillengewinne an Grossereignissen seien mehr wert als Weltcup-Siege, doch bei Adelboden differenziert der heute 49-Jährige: «Als Berner Oberländer war dies mein Heimrennen – und viele Leute dachten, ich käme aus Adelboden. Hätte ich dieses Rennen nicht gewonnen, würde in meinem Palmarès etwas Wichtiges fehlen. Hier siegen nur die Chefs.»

Rein statistisch ist von Grünigen sogar zweifacher Chuenisbärgli-Sieger. Seinen ersten Weltcup-Triumph – im Januar 1993 – feierte er zwar in Veysonnaz. Doch es war das Rennen, das eigentlich in Adelboden hätte stattfinden sollen.

Fred Rubi, der Initiator der Skirennen in Adelboden und bis 1994 staatsmännischer Rennchef, verlor die Übersicht nicht. Er händigte von Grünigen die Zinnkanne für den Sieger nach Saisonschluss vor Ort aus: «Das war eine schöne Geste», sagt von Grünigen.

Hohe Umsätze, gute Quoten

Für den Veranstalter geht es am kommenden Wochenende um mehr als einen Zinnbecher. Die Rennen in Adelboden sind längst ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die ganze Region geworden. An zwei Tagen werden rund 40 000 Zuschauer im 3300-Einwohner-Dorf erwartet. Der Gesamtumsatz beträgt 7,5 Millionen Franken. Peter Willen, Präsident des Organisationskomitees, schätzt die (direkte und indirekte) Wertschöpfung auf zehn Millionen Franken.

Als vor Jahresfrist der österreichische Dominator Marcel Hirscher das Rennen gewann, notierte SRF während des zweiten Laufs 446 000 Zuschauer. Das entsprach einem Marktanteil von 58,3 Prozent. Dass der Sieger nicht aus der Schweiz kam, ist für Rennleiter Pieren in diesem Fall zu verschmerzen: «Hirscher ist ein phänomenaler Skifahrer. Solche Stars braucht der Sport.» Dank seinen vier Erfolgen im Slalom hat Hirscher in der Statistik (mit insgesamt sieben Siegen) mittlerweile sogar Ingemar Stenmark überholt. Das Podest der ewigen Rangliste von Adelboden (1. Hirscher. 2. Stenmark. 3. Thöni) bringt Sportfans ins Schwärmen. Und es macht deutlich: Das Chuenisbärgli ist in Tat und Wahrheit viel mehr als ein *Bärgli* – es ist ein Monument des Wintersports.

Der Riesenslalom in Adelboden findet am Samstag, der Slalom am Sonntag statt; 1. Lauf jeweils 10.30 Uhr.



Rennleiter Pieren.

«Immerhin habe ich in Adelboden fast gewonnen.»



Ex-Rennfahrer Berthod.

«Das ist der Hang meines Lebens.»

Revolte und Palaver

Frankreichs Gelbwesten fordern mehr direkte Demokratie und bekommen eine staatlich verordnete Debatte. Die Spielregeln bestimmt die frühere Karatekämpferin Chantal Jouanno. Von Jürg Altwegg

«Sind wir Franzosen eigentlich dümmer als die Schweizer?» Frankreichs Zeitungen erinnern sich plötzlich wieder an den Wahlkampf des Grünen-Politikers Brice Lalonde, der 1981 Staatspräsident werden wollte und seinen Landsleuten die Einführung der Volksrechte (Initiative und Referendum) versprach. Seit ein paar Wochen stehen diese erneut auf der politischen Agenda. Es sind die *gilets jaunes*, die ein «RIC» fordern, ein «référendum d'initiative citoyenne». Über die direkte Demokratie und das Modell Schweiz streiten nun Politiker und Bürger, Populisten und Politologen – auch über die Landesgrenzen hinweg.

«Schande über Sie. Das Schweizer Volk wird es zu schätzen wissen», twitterte ausgerechnet der wegen seiner Champagner-, Taxi- und Telefonspesen berühmt gewordene Genfer CVP-Politiker Guillaume Barazzone an die Adresse des französischen Parlamentspräsidenten Richard Ferrand. Ferrand sprach sich auf dem Höhepunkt der Gelbwesten-Revolte für mehr Volksrechte aus, und Barazzone konfrontierte ihn mit einer früheren Aussage: Noch im Sommer hatte Ferrand erklärt, in der Schweiz würden vor allem «Geschäftemacher-Cliquen und Lobbyisten» vom demokratischen System profitieren.

Statt einer Entschuldigung twitterte der Parlamentspräsident «Fake News» zurück. Doch Barazzone hatte recht, und das räumten die französischen Medien unmissverständlich ein. Vergessen ging bei der Polemik, dass Richard Ferrand als Minister Macrons nach wenigen Wochen wegen Korruptionsvorwürfen und Interessenkonflikten hatte zurücktreten müssen.

Der Schlagabtausch der beiden Selbstbediener warf hohe Wellen und forderte ein kollaterales Opfer. Zum Jahresende wurde Joachim Son-Forget, der Vertreter im französischen Parlament der in der Schweiz lebenden Franzosen, zum Rücktritt aus der Macron-Partei «La République en marche» (LREM) gedrängt. Son-Forget hat seinen Wohnsitz in Genf und arbeitet als Arzt

im Universitätsspital Lausanne. Zum Verhängnis wurden ihm nicht besonders stilvolle Bemerkungen über die Schminktöpfe einer Abgeordneten und die Solidarität mit einem prominenten Jahrmarktbetreiber, den er gegen den Vorwurf der Homophobie verteidigte. Schon am ersten Parteitag hatte Son-Forget eine Motion gegen die Parteileitung eingereicht. Es ging wohl kaum um Rache – aber mit der Affäre um den «Schweizer» Son-Forget konnte Ferrand von seinen Widersprüchen und Lügen ablenken.

Tiefste Krise seit Mai 68

Anstelle von Brice Lalonde hatten die Franzosen 1981 François Mitterrand zu ihrem Präsidenten gewählt. Er versprach die Dezentralisierung und führte eine Prise Proporz ein – um mit dem aufkommenden Front national die bürgerliche Rechte zu schwächen. 1988 trat Jean-Marie Le Pen mit dem Versprechen an, Initiative und Referendum in Frankreich zu begründen. Im vergangenen Wahlkampf tat es ihm der Linksextremist Jean-Luc Mélenchon gleich. Demokratischer ist die Republik über all die Jahre nicht geworden. Vertieft aber wurde die Kluft zwischen der Regierung und den Bürgern.

Die Elite hat Angst vor der direkten Demokratie, das Volk misstraut seinen Repräsentanten, die ihre Wahlversprechen verleugnen. Die Revolte der *gilets jaunes*, die man weder rechts noch links einordnen kann und die politische, soziale, kulturelle Ursachen hat, stürzt den jakobinischen und bürokratischen Zentralstaat, der auf die Revolution und Napoleon zurückgeht, in seine tiefste Krise seit dem Mai 68. Überfordert ist Macron schon

längst – dieser Einsicht verdankte der unverbrauchte junge Politiker, der keiner etablierten Partei angehörte, seinen Triumph in der Mitte.

Angeschlagen, ja angezählt wirkte Emmanuel Macron, als er Mitte Dezember im Fernsehen seine Massnahmen in der Tradition des französischen Etatismus verkündete. Die Erhöhung des Mindestlohns um hundert Euro



Karateka Jouanno.

Bis Mitte März soll die «grosse nationale Debatte» dauern.



Ikone: Politikerin Jouanno.

ist gar keine: Es handelt sich um eine Prämie auf Staatskosten. Auch der – vorübergehende – Verzicht auf die Erhöhung von Abgaben (auf Benzin, Tabak) wird die Verschuldung erhöhen und die Euro-Kriterien verletzen. Den Unternehmen empfahl er, eine freiwillige Gratifikation auszuzahlen – steuerfrei und ohne Sozialabgaben. Die schnellen Zugeständnisse waren unumgänglich.

«Allen das Wort erteilen»

Gleichzeitig kündigte der Präsident, der erstmals seit seiner Wahl den Ernst der Lage zu erfassen schien, eine umfassende «Vernehmlassung» an: eine nationale Debatte, die sich an die «cahiers de doléances» von 1788 anlehnt. Kurz vor der Revolution hatte der König die Bürger aufgefordert, ihre Beschwerden und Forderungen zu formulieren. Bei dieser Anhörung des Volks will sich der isolierte Macron auf die Gemeindepräsidenten stützen, von denen mehr als die Hälfte erklärt hat, dass sie anlässlich der nächsten Wahlen – 2020 – oder schon zuvor zurücktreten wollen.

Geleitet wird die Debatte von Chantal Jouanno. Sie wacht über die Organisation und wird



Ernst der Lage: Präsident Macron.

den Schlussbericht schreiben. Jouanno ist eine französische Ikone. Sie war eine erfolgreiche Karatekämpferin und wirkte unter Sarkozy als Sport- und Umweltministerin. Die dreifache Mutter verfasste einen Bericht über die «Hypersexualisierung der Kinder». Man hat ihr ein Verhältnis mit Sarkozy angedichtet, und in einer Diskussion über das Macho-Gehabe französischer Politiker erklärte sie einst, sie könne nicht im Jupe ins Parlament, ohne sich schlüpfrige Bemerkungen anhören zu müssen.

Umgehend konsultierte sie alle möglichen Teilnehmer ihrer Vernehmlassung, auch die Vertreter der Gelbwesten. Als sich Macrons Premierminister Edouard Philippe in den «grand débat national» einmischte, Themen und Leitplanken festlegen wollte, hielt Jouanno dagegen: Die Spielregeln bestimme sie. «Allen das Wort erteilen und auf sie hören», so umreisst die frühere Kampfsportlerin ihr Vorgehen. Neutral bleiben wolle sie und den Politikern klarmachen, dass es sich bei den öffentlichen Veranstaltungen nicht um Wahlkampf-Meetings handle.

Die Regierung hat ihr beträchtliche Mittel zur Verfügung gestellt: «Wir werden in allen

Regionen beratende Bürgerversammlungen organisieren, die Vorschläge diskutieren und über sie abstimmen.» Es soll um so alltägliche Themen wie das Heizen und die Mobilität gehen. Ein Schwerpunkt wird bei den Steuern und Staatsausgaben gesetzt. Auch die Organisation und das Funktionieren des Staats stehen auf dem Programm. Und die Frage: Was bedeutet es heute, Bürger zu sein? Was heisst Gemeinwohl? Wie kann die Republik demokratischer werden? Bis Mitte März soll die «grosse nationale Debatte» dauern.

Wer hat's erfunden?

In seiner Neujahrsansprache unterstrich Emmanuel Macron deren fundamentale Bedeutung: Stehend, um seine wiedergefundene Kampfbereitschaft zu unterstreichen, wandte er sich an die Nation. Er weiss, dass es nicht nur um den Erhalt seiner Macht geht. Sondern um das Überleben der monarchistischen Fünften Republik, die der Forderung der Franzosen nach mehr Demokratie nicht mehr genügt. Bereits ist davon die Rede, am Tag der Europawahl die Franzosen über verschiedene Reformen des politischen Systems abstimmen zu lassen.

Die Zeitungen erwähnen mehr denn je die Schweiz, und selbst Politiker wie Richard Ferrand kommen langsam davon ab, die direkte Demokratie auf die Rückkehr der Todesstrafe und auf den Aufstieg Hitlers, der vom Volk gewählt worden war, zu reduzieren. Und die Autoren, die an die von Brice Lalonde gestellte Frage erinnern, beantworten sie mit dem Hinweis, dass es keineswegs die Schweizer gewesen seien, die Initiative und Referendum erfunden hätten. Sondern der Mathematiker Condorcet, der während der Revolution eine Verfassung entwarf, die wegen des Terrors nie wirklich in Kraft war.

Inzwischen hat ein schneller Schweizer zumindest eine kleine Reform der französischen Leichtathletikreglemente bewirkt. Vor Jahresfrist gewann der Genfer Julien Wanders als erster Weissler seit dreissig Jahren die «Corrida de Houilles», den Silvesterlauf bei Paris. Die Bestleistung des Doppelbürgers, der für die Schweiz an den Start geht, konnte damals nicht homologiert werden, und deshalb änderte man die Statuten. An diesem Jahreswechsel lief der Genfer in Houilles erneut als Sieger durchs Ziel – mit neuem französischem Landesrekord. ○



Gegenrede

Unter aller Kritik

Der ukrainische Botschafter in der Schweiz verdrehte in seinem Interview mit der *Weltwoche* die Tatsachen. Hier lege ich dar, wo er falschliegt.

Von Sergei Garmonin, Botschafter Russlands in der Schweiz

Die *Weltwoche* versucht, die Geschehnisse in der Ukraine objektiv darzustellen und veröffentlicht sowohl die Meinungen russischer als auch ukrainischer Amtspersonen. Das schätzen wir sehr. Wir kommen jedoch nicht umhin, auf eine Reihe von Tatsachenverdrehungen, die im Interview mit dem ukrainischen Botschafter (*Weltwoche* Nr. 50/18) zugelassen wurden, hinzuweisen.

Merkwürdig erscheint uns die Aussage von Herrn Rybchenko über «russische Truppen», die an der Ostgrenze der Ukraine stehen sollen. Nicht Russland verhängte den Kriegszustand, und nicht Russland erhöhte unter diesem Deckmantel seine Militärpräsenz und zog die schweren Waffen in Grenzgebieten zusammen, unter anderem entlang der Trennungslinie im Donezbecken, sondern die Ukraine, was von den OSZE-Beobachtern bestätigt wurde. Wenn man dies in Betracht zieht, wird glasklar, wem es nutzt, Spekulationen über den Vorfall vom 25. November im Schwarzen Meer zu verbreiten, den Kriegszustand einzuführen und dabei die meisten bürgerlichen Rechte der eigenen Bevölkerung zu beschneiden.

Diese Massnahme durch den ukrainischen Präsidenten Petro Poroschenko wurde selbst von mehreren Parteien in der Obersten Rada kritisiert. Sie sahen darin den Versuch, die für den 31. März angesetzten Präsidentschaftswahlen abzusagen, weil Poroschenko laut Umfragen nicht einmal in die Stichwahlen kommen würde.

Der angesprochene Vorfall ereignete sich in Gewässern, die schon vor 2014 zum russischen Staatsterritorium gehörten. Zwei Kanonenboote der ukrainischen Kriegsmarine und ein Schlepper verletzte unsere Grenzen, als sie versuchten, in diese Gewässer einzudringen. Wie man den auf den Schiffen beschlagnahmten Unterlagen entnehmen konnte, hatten die Schiffe den Auftrag, verdeckt die Strasse von Kertsch zu passieren.

Fünf, nicht sieben Stunden

Besonders akut stellt sich das Problem des Schutzes der russischen Staatsgrenzen und von strategisch bedeutenden Objekten, zu denen auch die Krim-Brücke zählt, vor dem Hintergrund der jüngsten Erklärungen einzelner ukrainischer Politiker, beispielsweise des Abgeordneten der Obersten Rada, Herrn Matveychuk, wonach alles getan werden soll, um

die Krim-Brücke zu sprengen. Der Botschafter behauptet weiter, die ukrainischen Seeleute hätten ihre Aussagen unter Druck getätigt – obwohl, wie er anerkennt, Anwälte und Bürgerrechtler zu ihnen Zugang gehabt hätten. Dabei seien die Verhafteten, wie er offenbar aufgrund schwacher Kenntnisse von internationalen Konventionen meint, Kriegsgefangene (obschon die Ukraine in den vier Jahren zuvor Russland nie den Krieg erklärt hatte).

Die Anschuldigungen, die ukrainischen Schiffe würden im Asowschen Meer über viele



Russische Küstenwache an der Krim-Brücke.

Stunden oder sogar Tage zur Kontrolle festgehalten, sind frei erfunden. So wurden 2018 von April bis Oktober 1492 Schiffsinspektionen durchgeführt. Die absolute Mehrheit der Kontrollen (1389) fand bei der Einfahrt in die Strasse von Kertsch statt, wo Karawanen zur Durchfahrt durch den Kertsch-Jenikale-Kanal gebildet wurden (es besteht der Lotsenzwang, den vor 2014 auch die Ukraine eingesetzt hatte). Die Kontrolle selbst dauerte in der Regel nicht länger als drei Stunden. Die längste Kontrolle nahm fünf Stunden in Anspruch, keine sieben Stunden, wie der ukrainische Botschafter sagte.

Unter aller Kritik ist dessen Behauptung, die Krim-Brücke sei absichtlich zu tief gebaut worden, damit Hochseeschiffe nicht darunter durchfahren könnten. Offensichtlich vergass Herr Rybchenko, dass die mittlere Tiefe des Asowschen Meeres nur 7,4 Meter beträgt. Die zwei ukrainischen Haupthäfen auf dem Asowschen Meer – Berdjansk und Mariupol – können im Prinzip keine Schiffe mit grösserem Tiefgang empfangen.

Minister mit zwei Pässen

Bizarrr klingt die Erklärung des ukrainischen Botschafters, dass «russische Agenten in Ministerien unserer Regierung sasssen». Tatsache ist, dass die ukrainische Regierung früher Minister mit doppelter Staatsbürgerschaft hatte, etwa Finanzministerin Natalija Jaresko (USA), Gesundheitsminister Alexander Kwitashwili (Georgien) oder Wirtschaftsminister Aivaras Abromavicius (Litauen). Zudem ist der Sicherheitsdienst der Ukraine von CIA-Beratern geprägt. Es stellt sich die Frage: Welche «russischen Agenten» kann es in einer solchen Umgebung geben?

Während des gesamten Interviews spricht Herr Rybchenko von der «Annexion» der Krim, was zeigt, wie er die freie Willenserklärung der dortigen Bevölkerung geringschätzt. Diese hat nach dem Staatsstreich von Kiew im Frühling 2014 entschieden, die Unabhängigkeit zu wählen und in der russischen Nation aufzugehen. Dies geschah in voller Übereinstimmung mit dem Recht der Nationen auf Selbstbestimmung, wie es in der Uno-Charta verbrieft ist.

Ganz absurd erscheinen die Beweisgründe von Herrn Rybchenko, dass die Bekämpfung der Korruption in der Ukraine durch Moskau gestört sei. Es ist ziemlich verständlich, dass Russland in der Ukraine für alles beschuldigt wird, was schief läuft, darunter der erfolglose Kampf gegen die grassierende Korruption. Die Ukraine sitzt am bitteren Ende der Armenbank Europas. Gleichzeitig bleibt unbemerkt, dass sich das persönliche Vermögen von Präsident Poroschenko in den letzten vier Jahren um den Faktor sieben vergrössert hat.

Sergei Garmonin ist Botschafter der Russischen Föderation in Bern.

Auf Rollbändern durchs Mausoleum

Polizisten regeln Phantom-Verkehr, DDR-Nostalgiker haben feuchte Augen, und überall herrscht gespenstische Stille. Mit Regeln und Gesetzen sollte man in Pjöngjang allerdings nicht spassen, wie ein Mitglied unserer Reisegruppe erfahren musste. *Von Michel Theler*

Selten bin ich so schnell in ein Land eingereist. Ich musste einzig meinen Handkoffer öffnen und die Zeitschriften zeigen, die ich vorschriftsgemäss deklariert hatte.

Am ersten Morgen in Nordkorea stand ich auf dem Balkon des Hotels und war geschockt. Eine riesige Millionenstadt und kein Lärm. Kein einziges Geräusch war zu hören, nur ein leichtes Summen. Als ich dann im Bus sass, wurde mir klar, weshalb es so ruhig war. Achtspurige Strassen und nur ganz wenige Autos. Dafür überall Politessen in weissen Uniformen, die einen inexistenten Verkehr regeln.

Keine Leuchtreklamen, keine Geschäfte, keine Cafés, keine grossen Strassenschilder, kaum Ampeln. Alles, was unser Stadtbild prägt, fehlt in Pjöngjang. Nur neun Restaurants gibt es, die allesamt ausschliesslich Touristen vorbehalten sind. Irgendwie fühlt man sich dadurch fast ein bisschen befreit. Auch unser Handy funktionierte nicht, und Internet gibt es sowieso keines.

Bei uns finden wir Konsum und Kommerz an jeder Ecke. In Pjöngjang ist es hingegen schon ziemlich schwierig, einen Kaugummi oder ein Getränk zu kaufen. Es gibt praktisch keine Läden, und die Stadt ist so sauber, dass man auf der Strasse sitzend Mittag essen könnte. Keine Abfalleimer – und trotzdem nirgends Müll. Unglaublich!

Einmalige Grossstadtruhe

Seit dem Fall der Berliner Mauer ist Nordkorea fast komplett isoliert. Überall uralte Strassenbahnen, Busse und Fahrräder. Ich kam mir vor wie auf einer Zeitreise in die Vergangenheit, hatte aber nie ein mulmiges Gefühl dabei. Militärische Propagandaplakate sind allgegenwärtig. Der Grossvater und der Vater des heutigen Machthabers Kim Jong Un werden wie Heilige verehrt. Sie verkörpern sozusagen die Staatsreligion. Es ist Bürgerpflicht, einen Pin mit dem Konterfei zumindest einer dieser beiden Herren am Revers zu tragen. Diese Pins sind nicht käuflich und werden einzig vom Staat verteilt.

Mit Regeln und Gesetzen sollte man in diesem Land besser nicht spassen. Ein Mitglied unserer Reisegruppe kam auf die glorreiche Idee, den Feuermelder in seinem Hotelzimmer nachts zu demontieren. Er vermutete versteckte Wanzen dahinter und vergass, ihn morgens wieder zu montieren. Als wir abends ins Hotel zurückkamen, wurde er von zwei Beamten vernommen und musste danach – ziemlich eingeschüchtert – ein kurzes Ent-



Keine Hektik, keine Ablenkung, kein Stress: auf den Strassen Pjöngjangs.

schuldigungsschreiben verfassen. Dass ein Bild mehr aussagt als tausend Worte, wurde mir hier wieder vor Augen geführt. Normalerweise durften wir ungestört fotografieren. Aber dies änderte sich schlagartig, als das Erscheinen von Kim Jong Un bei der Eröffnung der spektakulären Arirang Mass Games im grössten Stadion der Welt angekündigt wurde.

Die Demokratische Volksrepublik Korea verfügt über die absolute Bildhoheit, wenn es um ihren Machthaber geht. Die Einheimischen können nur SMS, aber keine MMS verschicken, und E-Mail-Dienste können von Privatpersonen nicht genutzt werden. Wir konnten uns dafür, zwar immer in Begleitung einer Reiseführerin, erstaunlich frei bewegen und wurden sehr zuvorkommend behandelt.

Wäre ich der koreanischen Sprache mächtig, wäre sicher auch eine Unterhaltung mit der Bevölkerung möglich gewesen. Es ist eine Mischung aus Neugierde und gespielter Desinteresse, welche uns Ausländern entgegenschlug.

Mit Übergewicht hat hier niemand zu kämpfen. Die Frauen sind auffallend hübsch und fast alle haben einen Sonnenschirm in der Hand. Dafür trägt niemand eine Sonnenbrille, auch die Männer nicht.

Ausländern wird nur gezeigt, was sie sehen sollen. Friedhöfe, Statuen, Gedenkstätten, alte Kriegsbunker, Museen, einen Zoo mit einer beeindruckenden Artenvielfalt, einen riesigen Wasserpark und das Mausoleum. In den Bergen gibt es sogar ein ultramodernes Ski-Resort. Gesehen habe ich auch etliche DDR-Nostalgiker aus Deutschland. Voller

Begeisterung haben sie im einzigen Bücherladen Propagandamaterial gekauft und mit Tränen in den Augen den Militärkolonnen zugewinkt.

Für die Bürger und Bürgerinnen Nordkoreas ist es eine grosse Ehre, zumindest einmal im Leben das Mausoleum besuchen zu dürfen. Dort werden der Staatsgründer, Kim Il Sung, und sein Sohn, Kim Jong Il, aufgebahrt. Auch hier ist das Fotografieren strengstens verboten. Auf Rollbändern wird man durch lange Gänge transportiert, bevor man sich vor den gläsernen Särgen der zwei «Heiligen» vorbeugen muss. Alles wird von Staatsbeamten filmisch dokumentiert.

In den Nebenräumen sind in Vitrinen hunderte von Orden ausgestellt, welche den beiden von Fidel Castro, Honecker und Co. verliehen wurden. Auch zwei alte Zugwaggons und sogar eine Motorjacht wurden im Mausoleum untergebracht, damit die Besucher sehen, wie die Machthaber früher im In- und Ausland gereist sind. Wir lächeln darüber, für die Nordkoreaner waren und sind dies aber heute noch grosse Errungenschaften.

Ich war nicht unglücklich, nach vier Tagen in die westliche Zivilisation zurückzukehren. Kaum in Peking angekommen, vermisste ich allerdings diese einmalige Grossstadtruhe. Keine Hektik, keine Ablenkung, kein Stress. Nur schon deshalb war Pjöngjang sehr eindrücklich und die äusserst spezielle Reise wert.

Michel Theler, 52, ist Gastro-Unternehmer in Küsnacht. Er hat privat an einer Reise nach Nordkorea teilgenommen.

Traum vom Frieden

Eigentlich war es unmöglich, dass sich Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg verständigten. Aber dank dem «Hitler von Nil», dem gescheiterten Plan einer europäischen Armee und weiterer Unwägbarkeiten kamen sie sich näher. Von Jürg Altwegg

Paris wird im August 1944 befreit. An der Spitze seiner Truppen kehrt General Charles de Gaulle in die Hauptstadt zurück. Erst zwei Tage vor der Landung in der Normandie im Juni hatten ihn die Alliierten informiert; sein Verhältnis zu Roosevelt und Churchill blieb zerrüttet, der militärische Beitrag der «France libre» für die «libération» war eher symbolischer Art. Eine Million Pariser jubelten de Gaulle auf den Champs-Élysées zu – die gleichen, die noch im Frühjahr Marschall Pétain genauso frenetisch gefeiert hatten.

An de Gaulles Seite, ein paar gemessene Zentimeter hinter ihm, ging Georges Bidault. Ihn hatte der General von London nach Frankreich entsandt, um den von Klaus Barbie zu Tode gefolterten Jean Moulin zu ersetzen. Innerhalb der Résistance gab es zahlreiche Konflikte, ideologische und strategische, nicht nur zwischen Gaullisten und Kommunisten. Moulin war von den eigenen Reihen verraten worden. Bidault, der mit dem Dichter Albert Camus die Zeitung *Combat* begründete, hatte den Auftrag, die unterschiedlichen Organisationen des Conseil national de la Résistance (CNR) zu koordinieren. Als er, von einem Zuschauer geschubst, zu de Gaulle aufschloss, schnauzte der General: «Nehmen Sie Haltung an, Bidault!» Von dieser Szene existieren Fotos.

«Von der Résistance zur Revolution» lautete das Programm des antifaschistischen Widerstands. De Gaulle kam zahlreichen Forderungen entgegen, noch 1944 wurde das Frauenstimmrecht eingeführt. Er nahm weitgehende Verstaatlichungen vor. Im Nachkrieg wurde der legendäre französische Sozialstaat begründet. Nach einer Phase der «Säuberungen» – mit mehreren tausend Toten – ging man zur Tagesordnung über: als ob es die Niederlage – die schlimmste der französischen Geschichte – und die Kollaboration mit Hitler – auf Regierungsebene – nicht gegeben hätte. Die Résistance wurde zum Mythos verklärt, die Vichy-Vergangenheit ausgeblendet. Doch dem CNR verweigerte de Gaulle jegliche politische Rolle.

Aussenpolitisch verfolgte de Gaulle das Ziel, Frankreichs nationale Grösse wiederherzustellen. Sein Umgang mit den Alliierten war genauso undankbar und arrogant wie jener mit dem Widerstand. Frankreichs Truppen beteiligten sich an der Schlussoffensive, doch noch bei der Friedenskonferenz von Jalta im Februar 1945 war das Land nicht vertreten. Doch es gelang Charles de Gaulle tat-

Serie: Heldenhafte Gründung der EU



Die Europäische Union steckt in der tiefsten Krise ihrer Geschichte. Im März verlässt mit Grossbritannien erstmals ein Mitgliedstaat die EU, und der Euro, der eigentlich den geeinten Kontinent symbolisieren soll, hat die südeuropäischen Volkswirtschaften von den Wohlstandsregionen nördlich der Alpen eher abgekoppelt. Die Franzosen demonstrieren gegen ihren europhilen Präsidenten, während sich die Osteuropäer gegen jeden weiteren Souveränitätstransfer nach Brüssel wehren. Die Kritik an der EU ist so allgegenwärtig, weil deren Mängel wie Bürgerferne und Demokratiedefizit so offenkundig geworden sind.

Ungeachtet dessen ist die Europäische Union das Resultat einer faszinierenden Geschichte. Vor allem der Gründungsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg haftet etwas Heroisches an. Mutige, idealistische Politiker raufte sich gegen alle Wahrscheinlichkeit zusammen.

In einer fünfteiligen Serie erinnert die *Weltwoche* an diese bewunderungswürdige Gründungsphase, erzählt von Jürg Altwegg, der seit Jahrzehnten in Genf für deutschsprachige Medien über Frankreich schreibt, also ein durch und durch europäisches Leben lebt, der die EU kennt und ihre Geschichte. (WW)



«France libre»: de Gaulle (r.), Bidault (l.), 1944.

sächlich, Frankreich als Siegermacht zu profilieren. Es besetzte wie die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten und Grossbritannien einen Teil Deutschlands.

Unvorstellbare Brutalität

Am 8. Mai feierte die Welt die Befreiung von den Nazis – auch in Algerien, einem «französischen Département», wo de Gaulle nach London sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. In den Geschichtsbüchern wird der Befreiungs- oder «Algerienkrieg» auf die Jahre zwischen 1954 und 1962 terminiert. In Tat und Wahrheit begann er am 8. Mai 1945: Bei den Siegesfeiern in Sétif forderten die Einheimischen mehr Rechte und Freiheit. Mit unvorstellbarer Brutalität wurden die Demonstrationen niedergeschlagen, die Armee schoss in die Menge, 10 000 bis 30 000 Menschen starben. Jahrzehntlang blieb das Massaker von Sétif ein Tabu, verdrängt wie Vichy und die Kollaboration. Frankreich wollte vergessen und sehnte sich nach seiner Auferstehung als «Grande Nation», es kultivierte seine Lebenslügen und hielt an seinem kolonialen Imperium fest.

1946 begann in Indochina unter Ho Chi Minh der erste Befreiungskrieg gegen das «Mutterland». Er wird erst 1954 mit der französischen Niederlage in Dien Bien Phu zu Ende gehen: Die Amerikaner mussten übernehmen. Ein Aufstand in Madagaskar wurde brutal niedergeschlagen. In Algerien kam es zu ersten Attentaten. De Gaulle, dem die Alliierten im Krieg nicht ganz zu Unrecht einen Hang zur Diktatur unterstellten, schwebte ein Präsidialregime vor, das den Parteien und dem Parlament eine untergeordnete Rolle einräumte. Schmollend trat er zurück und gründete eine eigene Bewegung, das Rassemblement du peuple français. Eine seiner letzten Amtshandlungen war neben der Begnadigung von Robert Schuman die Ernennung Jean Monnets, mit dem er sich versöhnt hatte, zum Kommissar für den Wiederaufbau (*Weltwoche* Nr. 1/19).

Die neue – Vierte – Republik zeichnete sich durch ihre Instabilität mit permanenten Regierungswechseln aus. Doch man raufte sich auch zu Kompromissen zusammen, bildete Mehrheiten, änderte sie. Der Monnet-Plan brachte Wirtschaftswachstum, das Land wurde modernisiert. Gegen den Marshallplan rief die kommunistische Gewerkschaft den Generalstreik aus. Der linke Antiamerikanis-



Lernen aus dem Misserfolg: EGKS-Minister Bech (Luxemburg), Spaak (Belgien) und Beyen (Niederlande; v.l.) an der Konferenz von Messina, 1955.

mus rührte von der Sympathie für die Sowjetunion, jener der Gaullisten war Ausdruck der Vergangenheitsverdrängung: Die Einsicht, dass das Land von den Alliierten befreit worden war, blieb schwer erträglich.

«Nie wieder!»

Europa träumte vom Frieden. Der Nationalismus und der Nationalsozialismus hatten den Kontinent in die tiefsten Abgründe seiner Geschichte gestürzt: «Nie wieder!», hiess es nun. Die frühen Nachkriegsjahre waren von den idealistischen Initiativen der Föderalisten geprägt, politisch und finanziell unterstützt von den Vereinigten Staaten.

Der euphorischste Befürworter eines föderalistischen Europa – ohne Grossbritan-

nien – war Winston Churchill, der nach der Niederlage bei den Parlamentswahlen das Amt des Premierministers verloren hatte. Am 19. September 1946 hielt er seine berühmte Rede an der Universität von Zürich: «Let Europe arise!» Es gebe eine Möglichkeit, die Gräuelt der Vergangenheit zu vermeiden: Wenn sich die Länder zu «Vereinigten Staaten von Europa» zusammenschlossen, würde innert weniger Jahre «Europa ebenso frei und glücklich leben, wie es die Schweizer heute tun». Das war auch Jean Monnets Überzeugung und Utopie.

Die Schweiz, in der Churchill den Sommer verbracht hatte, war das Modell der europäischen Föderalisten, und viele Schweizer waren an ihren Initiativen beteiligt. Einen

ersten Kongress gab es in den Tagen von Churchills Rede in Hertenstein LU am Vierwaldstättersee. Zwölf Thesen wurden erlassen. Sie postulierten ein «ausgeweitetes patriotisches Gefühl» und eine Art «gemeinsamer Nationalität». Eine weitere Tagung fand in Montreux statt. Der 1944 aus dem Bundesrat zurückgetretene, wegen seiner Neutralitätsrede verfeimte Marcel Pilet-Golaz (FDP) entwarf am Genfersee die Vision einer «fédération européenne», in der «Deutschland wie die anderen Nationen zugunsten der gemeinsamen künftigen Organisation auf einen Teil seiner Souveränität verzichten wird».

Seinen Höhepunkt erreichte der Enthusiasmus der Föderalisten mit dem Haager Kongress vom 7. bis 10. Mai 1948. Dessen Präsident

war Winston Churchill, der längst vor dem sowjetischen Totalitarismus gewarnt hatte. Inzwischen war die Teilung des Kontinents durch den Eisernen Vorhang Tatsache geworden. Die Kommunisten – in Frankreich die stärkste Partei – und Grossbritanniens Labour-Politiker blieben wegen der antisowjetischen Stossrichtung zu Hause.

Unter den 800 Teilnehmern in Den Haag (vierzig kamen aus der Schweiz) befanden sich wichtige Vertreter der späteren europäischen Elite. Sie wurden nachhaltig von der Aufbruchstimmung geprägt.

Konrad Adenauer, damals noch Stadtpräsident von Köln, traf auf François Mitterrand, der wenige Jahre später in die französische Regierung eintreten und als Justizminister die Folterungen in Algerien nicht verhindern sollte. Die Thesen zur Kultur hatte der Schweizer Denis de Rougemont verfasst. Im Jahr danach begründeten zehn nord- und westeuropäische Staaten in London den Europarat. Es war – wie die Gründung der Nato – ein wichtiger Schritt in der Geschichte der europäischen Integration. Auch die Erklärung der Menschenrechte 1948 in Paris entsprach dem Zeitgeist und zeugte vom Bedürfnis, nach der apokalyptischen Katastrophe die individuellen Freiheiten und Rechte neu zu begründen. Es waren die «europäischen Werte».

Anlässlich der Conférence européenne de la culture in Lausanne lancierte Louis de Broglie, französischer Nobelpreisträger für Physik, die Idee eines europäischen Rats für Nuklearforschung. 1952 beteiligen sich zwölf Staaten an der Begründung des Cern bei Genf, auf dessen Gelände zwischen der Schweiz und Frankreich kein nationales Recht gilt. Seine Forscher werden das Internet erfinden.

Frankreich bremst

Im April 1948 reiste Jean Monnet in die Vereinigten Staaten, die er seit zwei Jahren nicht mehr besucht hatte: Frankreich brauchte mehr Getreide. Während er sich in Washington befand, wurde in der Alten Welt die OEEC – die Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit – gegründet (die Vorgängerin der OECD). Zu ihren Aufgaben gehörte die Verteilung der Mittel aus dem Marshallplan. Voller Skepsis verfolgte Monnet die Bemühungen und erkannte die «Geburtsfehler» des Abkommens. Er meinte die zwischenstaatliche Zusammenarbeit, an deren Erfolg Monnet nicht glaubte: «Eine einzige Zeile in Artikel 14 verunmöglichte jegliche gemeinsame Aktion», kommentierte er in seinen Erinnerungen.

Monnet schrieb einen Brief an Premierminister Georges Bidault: «Die Vorstellung, dass sechzehn souveräne Staaten gut zusammenarbeiten, ist eine Illusion. Ich bin der Überzeugung, dass nur eine westeuropäische Föderation – mit Grossbritannien – die



«Let Europe arisel»: Winston Churchill in Zürich, 1948.

Lösung unserer Probleme bringen und letztlich den Krieg verhindern kann.» Ein zweiter Brief aus Amerika geht an Robert Schuman: «Dieses Land ist weiterhin von einer unglaublichen Dynamik beseelt, deren Kraft aus jedem Individuum kommt. Amerika schreitet voran, aber es ist weder reaktionär noch imperialistisch. Es will keinen Krieg, aber wird ihn, wenn es sein muss, führen. Hier hat eine Veränderung stattgefunden: von der Vorbereitung des Krieges zur Vorbereitung seiner Verhinderung.»

«Während ich meine Briefe an Bidault und Schuman schrieb», so blickt Monnet in seinen «Erinnerungen eines Europäers» zurück, «arbeiteten die europäischen Föderalisten an der Vorbereitung eines grossen Kongresses in Den Haag.» Viele seiner Freunde sollten daran teilnehmen, sie «glaubten aufrichtig an eine

Europa war auf den Schienen, aber die Rückschläge kamen schnell.

Union des guten Willens»: «In der grossen Verwirrung der Ideen, die solche Versammlungen kennzeichnen, konnte man zweifellos einige gute, mit viel Träumerei vermischte Ansätze ausmachen. Aber ich muss gestehen, ich beschäftigte mich kaum damit. Die Erlahmung der enthusiastischen Resolutionen bestärkte mich in meiner Überzeugung, dass dieser Weg in eine Sackgasse führen würde.»

Jean Monnet blieb Pragmatiker und hielt sich an seine guten Erfahrungen mit der supranationalen Zusammenarbeit im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Angesichts «der Untätigkeit von Paris» war er um neue Initiativen be-

müht. Das Projekt einer Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl hatte er in groben Zügen bereits in seinem Brief an Schuman skizziert, es «keimte» (Monnet) mehr als zwei Jahre lang in den Köpfen und Schubladen. Eine Agrarunion, Fritalux, scheiterte an der Rivalität der beiden exportierenden Länder Italien und Frankreich. Ihre Konkurrenz wog schwerer als die Komplementarität: «Für jene, welche die Lehren aus den Misserfolgen zu ziehen verstanden, waren diese Experimente gleichwohl nicht umsonst.» Der Grund des Scheiterns war stets der gleiche: Er bestand in den nicht immer offen ausgesprochenen Vorbehalten Frankreichs gegen die mögliche spätere Einbindung Deutschlands.

Alte Vichy-Seilschaften

Die Notwendigkeit der Geheimhaltung selbst in den engsten Kreisen und die Überrumpelung der Öffentlichkeit waren die taktischen Lehren, die Monnet und Schuman gezogen hatten, als sie am 9. Mai 1950 ihren Plan für die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl präsentierten. An Widerstand fehlte es nicht. Der nach wie vor einflussreiche de Gaulle lehnte jeglichen Verzicht auf die nationale Souveränität ab und spottete über den «Mischmasch aus Kohle und Stahl». Die kommunistische Parteizeitung *L'Humanité* bezeichnete den Vorschlag als «neuen Verrat und weiteren Schritt in Richtung Krieg». Die Briten bekämpften den Schuman-Plan, weil sie ihre Isolierung in einem vereinten Europa befürchteten. Adenauers Wirtschaftsminister Ludwig Erhard machte ordnungspolitische Bedenken gegen die Vergemeinschaftung, ja «Verstaatlichung», geltend. Die SPD liebäugelte mit der Wiedervereinigung eines «neutralen Deutsch-

land», mit der Stalin zu Beginn der fünfziger Jahre lockte, um die Westbindung Deutschlands zu verhindern.

Die Zuspitzung des Kalten Kriegs war der Durchsetzung förderlich. Der amerikanische Präsident Harry S. Truman begrüßte und unterstützte den Schuman-Plan. Im Monat nach dessen Ankündigung im Salon de l'Horloge brach der Koreakrieg aus. Die Vereinigten Staaten erhöhten innerhalb eines Jahres ihre Militärausgaben von 13,5 auf 48,2 Milliarden Dollar. Die 1949 begründete Nato wurde zur schlagkräftigen Militärallianz unter einem amerikanischen Kommandanten und wurde mit amerikanischen Truppen in Europa aufgerüstet. «Die politische Vereinigung des nicht von der Sowjetunion besetzten Teils Europas wird zu einer Priorität der amerikanischen Aussenpolitik und bleibt es bis zum 8. November 2016, der Wahl Trumps», befand Jean Quatremer, Brüssel-Korrespondent der *Libération*, in «Les Salauds de l'Europe».

Noch im Oktober 1949 liess Schuman 20 000 Franc aus dem Geheimfonds seines Aussenministeriums an die Frau von Xavier Vallat auszahlen. Vallat hatte als Kommissar für die Judenfrage die Deportationen organisiert und sass nun im Gefängnis. Solche Geschichten gehörten in der Nachkriegszeit zum französischen Alltag mit all seinen Lügen. Mitterrand war mit René Bousquet, dem Polizeichef von Vichy, befreundet und hatte als Innenminister zahlreiche von dessen erfahrenen Mitarbeitern beschäftigt – die am besten über die Vergangenheit von Gegnern und Genossen Bescheid wussten.

Die alten Vichy-Seilschaften leisteten auch beim Aufbau Europas ihren Beitrag. Ignorieren oder tolerierten der begnadigte Kollaborateur Schuman und sein Mitarbeiter Jean Monnet die Vergangenheit des «furchtbaren Juristen» Maurice Lagrange, als sie ihn mit der Ausarbeitung des Vertrags für die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) beauftragten? Lagrange hatte sich 1940 für Pétain und dessen faschistische «nationale Revolution» starkgemacht und das Regime in mehreren Artikeln für die renommierte Zeitschrift *Revue des Deux Mondes* gelobt. Ab 1940 war er in die Entfernung jüdischer Beamter aus den Ministerien involviert gewesen. Lagrange verfasste Verordnungen zur Schaffung des Kommissariats für die Judenfrage, das die Deportationen organisierte. Er wird als erster Generalanwalt am Europäischen Gerichtshof fungieren. In den offiziellen Porträts wird Lagranges trübe Vergangenheit genauso übergangen wie in den Memoiren von Monnet, der dessen Leistung als «unschätzbar» einstufte.

Der Plevan-Plan scheitert

Der Vertrag von Paris zur Begründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und

Stahl, die von einem üblen Antisemiten verfasste Gründungsakte der europäischen Einigung, wurde am 18. April 1951 unterzeichnet. Neben der – von Monnet präsierten – Hohen Behörde umfasste die EGKS eine Gemeinsame Versammlung, die nur beratenden Charakter hatte und deren Mitglieder von den nationalen Parlamenten bestimmt wurden. Aus ihr entstand in mehreren Etappen 1958 das Europaparlament mit Robert Schuman als erstem Präsidenten.

Europa war auf den Schienen, aber die Rückschläge kamen schnell. Initiativen für eine Integration im Bereich der Transporte, der Gesundheit und der Landwirtschaft wurden im Keim erstickt. Neben Schuman war René Plevan, einst Mitarbeiter von Jean Monnet in London, eine der starken Figuren der Vierten Republik und zweimal Regierungschef. Er lancierte den Vorschlag einer Verteidigungsunion: *Communauté européenne de défense* (CED).

Sein «Plevan-Plan» bestand aus der Ausweitung der Montanunion (EGKS) zu einer europäischen Armee (als Teil der Nato) und sah



Illusion einer gemeinsamen Armee: Plevan, 1945.

einen gemeinsamen Verteidigungsminister der Mitgliedstaaten vor. Der Vertrag wurde 1952 auf Regierungsebene unterzeichnet und vom Deutschen Bundestag ratifiziert. In Frankreich bekämpften ihn die Gaullisten, die nicht nur jeglichen Abstrich an der nationalen Souveränität, sondern weiterhin auch die deutsche Wiederbewaffnung ablehnten, und die Kommunisten. Mit der Schlacht von Dien Bien Phu verlor Frankreich im Frühling 1954 seinen Vietnamkrieg. Am 30. August lehnte die französische Nationalversammlung die Europäische Verteidigungsgemeinschaft mit 319 gegen 264 Stimmen ab.

Als Reaktion auf die Niederlage organisierten die EGKS-Mitgliedstaaten die Konferenz von Messina (Juni 1955). Wieder einmal mussten die Lektionen aus einem Misserfolg gezogen werden. Die Aussenminister gelangten zur Einsicht, dass eine engere Zusammenarbeit im Bereich der Wirtschaft auf weniger

Widerstand stossen würde als eine gemeinsame Armee. Der militärische Aspekt blieb gleichwohl nicht völlig ausgeklammert: Am Krisengipfel auf Sizilien wurden gleichzeitig die Grundzüge für die Schaffung der Europäischen Atomgemeinschaft (Euratom) und eines gemeinsamen Markts, der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), entworfen.

«Hitler vom Nil»

Bis zur Ablehnung der von ihm vorgeschlagenen Verteidigungsunion war Frankreich die treibende Kraft der europäischen Vereinigung – nicht immer nur aus hehren Motiven. Seine allerletzte Illusion, eine Weltmacht zu sein, verlor es anlässlich der Suezkrise. Der zum «Hitler vom Nil» stilisierte Nasser unterstützte die algerische Nationale Befreiungsfront (FLN) und verstaatlichte den Suezkanal. Im Verbund mit Israel griffen Frankreich und Grossbritannien am 29. Oktober 1956 Ägypten an. Für einmal waren sich die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion, die fünf Tage später ihre Panzer nach Ungarn schickte, einig: Die französische und die britische Armee wurden von den Vereinten Nationen zurückgepfiffen.

Die Blamage am Suezkanal war für Frankreich ein gewaltiger Schock und schwächte den Widerstand gegen die vertiefte europäische Integration. Deutschland ging in die Offensive: Auf dem Höhepunkt der Suezkrise reiste Konrad Adenauer nach Paris, um die Zustimmung zu den in Messina aufgelisteten Projekten zu bekommen. Nach der demütigenden Schlappe brauchte das Land einen diplomatischen Erfolg. Der Ausbruch der Schlacht von Algier stand unmittelbar bevor, Frankreich würde nach Indochina auch die nordafrikanischen Kolonien verlieren und kompensierte die Verluste wieder einmal mit der Möglichkeit, in Europa eine Rolle zu spielen. Schon im März 1957 unterzeichneten die EGKS-Mitgliedstaaten die Römischen Verträge zur Begründung von EWG und Euratom.

Ein Dutzend Jahre musste sich de Gaulle in der Opposition gedulden: Seine handstreichartige Rückkehr an die Macht 1958 in den Turbulenzen der Kolonialkriege erfolgte mit dem Versprechen, Algerien für Frankreich zu erhalten. De Gaulle machte das Gegenteil und entliess das Land in die Unabhängigkeit. Wegen seines «Verrats» schloss sich Georges Bidault der Organisation de l'armée secrète (OAS) an, die mehrere Attentatsversuche auf de Gaulle unternahm. Der Ex-Regierungschef, der sich später an der Gründung des Front national durch Jean-Marie Le Pen beteiligen sollte, flüchtete. Aus den offiziellen Fotos, die ihn beim Siegesdefilee neben Charles de Gaulle zeigen, wurde er wegretuschiert.

Lesen Sie nächste Woche:
Deutschland und Frankreich – aus Feinden werden Freunde.

Wunschkonzert der Fakten

Von Thilo Sarrazin — Jüngste Beispiele zeigen eindrücklich, welche Verzerrungen entstehen, wenn die Moral die Gefühle treibt.



Es gehört zu den beliebten Legenden des menschlichen Selbstverständnisses, dass der Mensch, von Vernunft geleitet, seine Meinungen an der genauen Betrachtung und Analyse der Wirklichkeit ausbildet. Tatsächlich verhält es sich eher umgekehrt: Moral treibt die Gefühle. Diese bestimmen unsere Meinungen und Handlungen und machen dabei die Vernunft zu ihrem Diener (so der schottische Philosoph David Hume im Jahr 1739). Als Folge der gefühlsbetonten Steuerung wendet sich die individuelle Wahrnehmung gezielt jenen Fakten zu, die zum jeweiligen Weltbild passen, und unterdrückt tendenziell jene Fakten, die ihm widersprechen. Fakten dagegen, die es zu bestätigen scheinen, übernehmen wir auch gerne ungeprüft.

Wer Fakten präsentiert, die einem herrschenden Konsens widersprechen, wird gern selbst in Zweifel gezogen. Das kann skurrile Formen annehmen, wie ich selbst einige Male erlebt habe:

— Nach der Veröffentlichung von «Deutschland schafft sich ab» leitete der SPD-Parteivorstand 2010 ein Ausschlussverfahren gegen mich ein, weil ich im Buch den Zusammenhang von Bildungsleistung, Demografie und Einwanderung analysiert hatte. Das Verfahren scheiterte, weil die von mir genannten Fakten Bestand hatten und ihre Interpretation zulässig war.

— Im Dezember 2018 hat der SPD-Parteivorstand wegen meines Buches «Feindliche Übernahme» erneut ein Parteiausschlussverfahren eingeleitet, weil ich mich dort kritisch mit den Gefahren des politischen Islam auseinandersetze. Auch dieses Verfahren wird erneut scheitern, denn an den Fakten ist nicht zu rütteln, und die Analyse ist sachlich und frei von Feindseligkeit.

Da ich oft nicht auf der Linie des politischen und publizistischen Mainstreams liege, erlebe ich immer wieder, dass die von mir genannten Fakten abgestritten oder aber ignoriert werden. Exemplarisch war Angela Merkels Bemerkung im September 2010, sie habe «Deutschland schafft sich ab» nicht gelesen und habe dies auch künftig nicht vor. Immerhin ist mir die überwiegend kritische Haltung in Politik und Medien ein Ansporn, bei der Wiedergabe und Analyse von Fakten möglichst sorgfältig vorzugehen.

Anders geht es jenen Autoren und Teilnehmern an öffentlichen Debatten, die auf der Woge des politisch korrekten politischen und publizistischen Mainstreams schwimmen. Wenn die «richtige» Geschichte erzählt wird, schwindet offenbar der Impuls, die Faktenbasis kritisch zu prüfen. Im Gegenteil, die Chance auf öffentliche Auszeichnungen scheint sogar zu steigen, wenn gezielte Erfindungen die Schlüssigkeit



Zahlensalat: Arbeitgeberpräsident Kramer.

und den lehrhaften Charakter der Erzählung, Reportage oder politischen Einlassung verstärken. Dazu drei Beispiele aus jüngster Zeit:

— Die Auschwitz-Rede von Walter Hallstein: Der österreichische Schriftsteller Robert Menasse bekam 2017 für seinen Brüssel-Roman «Die Hauptstadt» den Deutschen Buchpreis. Menasse ist ein begeisterter Europäer und möchte, dass sich die Nationalstaaten im Prozess der europäischen Integration auflösen. Das integrierte Europa ist für ihn ein moralisches Projekt, um die Wiederholung eines Ereignisses wie des Holocaust zu vermeiden. In seinem Buch spielt eine Rede eine Rolle, die der erste Kommissionspräsident der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), Walter Hallstein, 1958 als Antrittsrede in Auschwitz hielt. In vielen öffentlichen Auftritten wiederholte Menasse diese Behauptung als feststehende Tatsache. Diese Rede hat es aber nie ge-

geben. Wie erst jetzt herauskam, war sie eine freie Erfindung des Autors. Menasse sah offenbar seine Geschichtsfälschung durch den höheren moralischen Zweck gerechtfertigt.

— Die erfundenen Reportagen des Claas Relotius: Am 19. Dezember 2018 wurde bekannt, dass der mehrfach preisgekrönte *Spiegel*-Redaktor Claas Relotius seit vielen Jahren in grossem Umfang Reportagen gefälscht und mit teilweise frei erfundenen Fakten angereichert haben soll. Die Erfindungen waren so angelegt, dass sie die Tendenz der Geschichten unterstrichen und ihnen jenen eindringlichen, poetischen Charakter gaben, der zu den wiederholten Auszeichnungen führte. Alle diese Geschichten schwammen im politischen Mainstream, wenn sie zum Beispiel die charakterlichen Defizite von Trump-Wählern herausarbeiteten oder das berührende Schicksal eines syrischen Flüchtlingsjungen schilderten.

— Der Zahlensalat des Arbeitgeberpräsidenten: Am 14. Dezember 2018 zitierte der *Spiegel* den Arbeitgeberpräsidenten Ingo Kramer mit der Aussage, die Integration der Flüchtlinge laufe besser als erwartet, Angela Merkel habe mit ihrem Satz «Wir schaffen das» recht behalten. «Von mehr als einer Million Menschen, die vor allem seit 2015 nach Deutschland gekommen sind, haben heute bald 400 000 einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz. Ich bin selbst überrascht, dass das so schnell geht.»

Diese Aussagen wurden von den deutschen Medien in den Tagen vor Weihnachten vielfältig zitiert und niemals kritisch hinterfragt. Tatsächlich zeigt die Statistik der Bundesagentur für Arbeit folgendes Bild:

— Ende 2018 gab es laut Ausländerzentralregister 1,9 Millionen Schutzsuchende in Deutschland.

— Aus den Hauptherkunftsländern waren im Oktober 2018 298 000 sozialversicherungspflichtig beschäftigt, 95 000 mehr als ein Jahr zuvor. Das sind rund 15 Prozent der Schutzsuchenden.

— Unter den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten gab es 28 000 Auszubildende, das sind 1,5 Prozent der Geflüchteten.

— 71 000 gingen einer geringfügigen Beschäftigung nach.

Die grosse Masse der Geflüchteten verharrt also in Sozialtransfers, und die Zahl der jährlich neu hinzukommenden Asylbewerber ist höher als der Beschäftigungszuwachs. Der deutsche Arbeitgeberpräsident hat Fake News verbreitet, und niemand in Medien oder Politik rechnet ihm das vor, weil er eine politisch gewünschte Erzählung bedient.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Ihr Immobilienraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Wohnung
8618 **Pfaffhausen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'500.- p.Mt., Kauf 1'500'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 4'400.- p.Mt., Kauf 1'952'000.- Bezug nach Vereinb.
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 2'600.- p.Mt., Kauf 1'145'000.- Bezug nach Vereinb.
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 3'300.- p.Mt., Kauf 1'278'600.- Bezug nach Vereinb.
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20
www.panoramaweg-kloten.ch



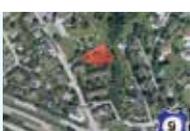
3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 340'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhaus
8476 **Unterstemmheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



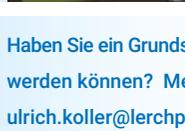
3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Vermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattdorf**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.





«Komm mir nicht mit <schön>»: Comedy-Star Sandra Oh mit Andy Samberg bei den Golden Globes in Beverly Hills.



Ikone der Woche

Klug und schroff

Von Beatrice Schlag

Andy Samberg erging es bei der Verleihung der Golden Globes am vergangenen Sonntag wie allen, die neben Sandra Oh auf der Bühne oder vor der Kamera stehen: Als Co-Host wurde der beliebte Comedy-Star neben der Kanadierin von Auftritt zu Auftritt blasser. Leicht erklärbar ist das nicht, denn Sandra Oh macht sich nicht breit. Sie tritt nicht auf wie ein Star. Trotzdem kann man nicht wegsehen.

Die einzige koreanischstämmige Schauspielerin, die man im Westen auf Anhieb erkennt, machte sich schon 2004 im Erfolgsfilm «Sideways» ihres damaligen Ehemannes Alexander Payne unvergesslich. Es war nur eine Winzszene, in der sie als betrogene Geliebte dem Lover ihre Handtasche um die Ohren haute. Kein verweifeltes Frauengefuchtel, sondern so schwungvoll und rabiat, dass man dachte, jetzt gehe er k.o.

Weltberühmt wurde Sandra Oh ein Jahr später als kaum je lächelnde, knochentrockene Chirurgin Cristina Yang in «Grey's Anatomy», die nicht verstand, warum ihre Kolleginnen mit Liebeskummer ihre Energie verschwendeten.

Immer überraschend

Auf die Frage, warum sie nie lache, sagte Cristina Yang: «Ich lache, nur nicht äusserlich.» Einen Kollegen, der ihre Schönheit lobte, herrschte sie an: «Komm mir nicht mit «schön». Ich bin brillant. Wenn du mich besänftigen willst, mach mir Komplimente für mein Hirn.» Zehn Staffeln lang spielte sie mit grossartiger Komik die schroffe Chirurgin, deren Unsicherheiten selten und immer völlig überraschend durchblitzten. Dann hoffte sie, nach den überschwänglichen Kritiken und den vielen Preisen auch Angebote zu bekommen, «wo ich nicht nur die beste Freundin der Hauptdarstellerin spielen darf».

Die Angebote blieben jahrelang aus. Als sie das Drehbuch zur Krimi-Komödie «Killing Eve» von BBC America zugeschickt bekam, dachte sie schon gar nicht mehr daran, dass sie für die Hauptrolle der Geheimdienst-agentin Eve Polastri in Frage kommen könnte. «Killing Eve» wurde eine der grossen Erfolgsserien des letzten Jahres. *Rolling Stone* bejubelte Sandra Oh als «Schauspielerin, der man zwanghaft zusehen muss», die *New York Times* lobte sie als «durchgehend klug und witzig, beides in überreichem Mass». Sie wurde für einen Emmy nominiert und am vergangenen Sonntag mit einem Golden Globe ausgezeichnet. Eine zweite Staffel der Serie ist von BBC angekündigt.

Lügen ist Kunst

Nun hat auch die Kultur ihren Fake-News-Skandal. Der vielfach preisgekrönte Autor Robert Menasse hat Zitate und eine Auschwitz-Rede erfunden. Die Szene gibt sich schockiert. Dabei kommt der Fall alles andere als überraschend. *Von Rico Bandle*

Die Ausrede, nachdem er überführt worden war, ist klassisch: Was er gemacht habe (dem verstorbenen Politiker Walter Hallstein falsche Zitate zu unterstellen), sei «nicht zulässig – ausser man ist Dichter und eben nicht Wissenschaftler oder Journalist». Mit anderen Worten: Ein Künstler darf Dinge erfinden, auch ausserhalb der Kunst, für ihn gelten andere Regeln.

Robert Menasse, der gefeierte österreichische Schriftsteller, letztes Jahr mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet, hatte in verschiedenen Reden behauptet, Walter Hallstein (1901–1982), der erste Kommissionspräsident des EU-Vorläufers Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), habe Sätze gesagt wie «Das Ziel des europäischen Einigungsprozesses ist die Überwindung der Nationalstaaten» oder «Die Abschaffung der Nation ist die europäische Idee». Und er habe seine Antrittsrede als erster Kommissionspräsident 1958 auf dem Gelände des Konzentrationslager Auschwitz gehalten, um deutlich zu machen, zu was ein Nationalstaat letztendlich führen könne.

Menasse betont seit Jahren, die europäische Einigung sei eine «Antwort auf Auschwitz». Der Bezug auf Walter Hallstein ist ein tragender Pfeiler seiner Argumentation. Im Grunde genommen lautet Menasses Botschaft, dass wir nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten hätten: Einigung oder Holocaust.

Die Zeitungen *Die Welt* und *FAZ* haben Menasse in den letzten Tagen allerdings gravierende Falschaussagen nachgewiesen. So habe Hallstein zum Beispiel gar keine Antrittsrede in Auschwitz gehalten, das sei eine Erfindung. Der prominente deutsche Historiker Heinrich August Winkler erklärte in der *Welt*, Hallstein habe zwar tatsächlich der Idee «der nationalstaatlichen Souveränität alten Stils» eine Absage erteilt, gleichzeitig aber gefordert, die «Kraftquellen der europäischen Nationen zu erhalten, ja sie zu noch lebendigerer Wirkung zu bringen». Von einer Forderung nach einer «Überwindung der Nationalstaaten» könne daher keine Rede sein.

Robert Menasse hat die Entstehungsgeschichte der Europäischen Kommission seinem Wunschdenken, seiner Ideologie angepasst – und lange Zeit hat dies niemand wahrnehmen wollen. Umso grösser ist nun die Aufregung. Europa-Freunde zeigen sich bestürzt. «Das hilft der europäischen Idee nicht», twitterte zum Beispiel die deutsche Fernseh-Talkerin Anne Will. Seine Gegner überziehen



Überwindung der Nationen: Autor Menasse.

ihn mit Häme. Er selber rechtfertigt sich damit, Künstler zu sein. Er habe Hallstein «nicht wörtlich», sehr wohl aber «sinngemäss» wiedergegeben.

Auf einer Mission

Wenn ein Dichter sich seine eigene Wahrheit zusammenspinnt, so ist dies normalerweise tatsächlich kein Problem: Die Kunst zeichnet sich dadurch aus, dass sie Fiktion und Realität nach Belieben vermischen kann, dass sie manchmal mit lauter Unwahrheiten der



«Theater der Wirklichkeit»: Milo Rau.

Wahrheit näher kommt als ein vermeintlich nüchterner Tatsachenbericht.

Der Niederländer Leon de Winter veröffentlichte zum Beispiel 2017 in seinem fulminanten Roman «Geronimo» eine alternative Variante zum Tod von Al-Qaida-Chef Osama Bin Laden. Auf den Hinweis der *Weltwoche*, er sei damit unter die Verschwörungstheoretiker gegangen, antwortete er: «Fast alle Romane sind Verschwörungstheorien! Was machen wir Schriftsteller? Variationen der Wirklichkeit.»

Bei Robert Menasse wäre die Entrüstung wohl ausgeblieben, wenn seine Falschdarstellungen bloss in seinem preisgekrönten EU-Roman «Die Hauptstadt» (2017) vorgekommen wären. Doch Menasse entwickelte sich in den letzten Jahren zu einem der aktivsten Missionare für ein vereintes Europa. Mit seiner Idee der «nach-nationalen Demokratie» begeisterte er die Intelligenzija auf dem ganzen Kontinent: Er reiste von einem Vortrag zum nächsten, wurde gefeiert, mit Preisen überhäuft.

Die Nationalstaaten, diese Wurzeln des Bösen, sollen durch ein föderales «Europa der Regionen» ersetzt werden, so seine Idee, die er stets mit leidenschaftlicher Vehemenz vertritt. Mit ihm über seine Vision zu diskutieren, ist ein Erlebnis, wie der Autor dieser Zeilen Anfang letzten Jahres selbst erfahren durfte: Wir trafen uns am Vormittag in einem Café, Menasse bestellte für sich zwei Gläser Prosecco und setzte sich sofort mit Verve und Humor für sein Anliegen ein. Keiner Frage wich er aus, im Gegenteil, Widerspruch befügelte ihn. Menasse erwies sich als Mann, der die Debatte und die Auseinandersetzung liebt – eine wahre Freude.

Gefühlsduselige Unwahrheit

Sein Eifer ist ihm nun zum Verhängnis geworden. Seine Rolle als Schriftsteller hat er längst verlassen, deshalb greift auch sein Argument nicht, ein Dichter dürfe Dinge erfinden. Polit-Aktivismus und Kunst gehen bei ihm – wie bei vielen anderen Künstlern – ineinander über. Zusammen mit der Politikwissenschaftlerin Ulrike Guérot und dem Theatermacher Milo Rau hat Robert Menasse vor wenigen Wochen in einer lange vorbereiteten Aktion die «Europäische Republik» ausgerufen. Das Projekt, das vor allem in der



Unter dem Deckmantel der Kunst: Philipp Ruch.

Kulturszene regen Anklang fand, ist nun diskreditiert, Menasse steht als Lügner da, als einer, der sich seine Wahrheit zurechtbiegt.

Was heisst das für den gefeierten Schweizer Regisseur Milo Rau, der bei der Aktion beteiligt war? Rau ist bekannt für das Nachinszenieren historischer Ereignisse (Reenactment); sein «Theater der Wirklichkeit» hat, wie der



Mitgefühl zu politischen Zwecken: «Sweatshop».

Name sagt, einen grossen Wirklichkeitsanspruch. So stellte er in Moskau und im Kongo politische Gerichtsprozesse nach. Kann man ihm noch trauen? Sind seine Akteure tatsächlich wahre Betroffene? Und ist es auch Kunst, wenn Milo Rau in einer seiner Kolumnen in der *Sonntagszeitung* zu schrillen Nazi-Vergleichen greift («Die Gewinne, die unsere Grosseltern in den vierziger Jahren mit dem Zahngold der vergasteten Juden machten, nehmen sich, verglichen mit unserer aktuellen Wirtschaftspolitik, wie ein Sommerpicknick aus»)? Milo Rau weilt zurzeit in den Skiferien und möchte sich nicht zur Sache äussern, da er den Fall um die falschen Zitate Menasses nicht mitverfolgt habe.

Man könnte sagen, es spiele keine Rolle, ob bei einem Kunstprojekt die Fakten stimmen, die Wirkung sei entscheidend. Da heute viele Projekte, vor allem die politisch aufgeladenen,

Stets herrscht die Meinung vor, alles sei erlaubt, wenn man auf der richtigen Seite stehe.

einen dokumentarischen Anspruch erheben, greift das Argument nicht mehr. Am Zürcher Schauspielhaus wurde zum Beispiel vor einigen Monaten mit «Sweatshop» ein Stück über die Modeindustrie gezeigt. Im Anschluss an die Vorstellung wurden die Besucher auf die Bühne gebeten, um die Konzernverantwortungsinitiative zu unterschreiben und Informationsmaterial von Hilfswerken entgegenzunehmen. Dass viele Besucher der Aufforderung nachkamen, hatte wohl auch damit zu tun, dass zuvor eine junge Vietnamesin, die als Kleinkind von Schweizern adoptiert worden war, von ihrer herzerwärmenden Begegnung mit ihrer leiblichen Schwester in Vietnam erzählt hatte: einer Näherin, die, seit sie

zwölf ist, unter furchtbaren Bedingungen unsere Kleider herstellt. Ihr Erlebnisbericht tönte dermassen authentisch, war dermassen berührend, dass niemand auf die Idee kam, dass es sich bei der jungen Frau mit asiatischen Gesichtszügen bloss um eine Schauspielerin handeln könnte, die hier irgendetwas vorspielte. Doch genau so war es, wie die Theatermacher später einräumten: Man hatte die Zuschauer getäuscht, sich deren Mitgefühl zu politischen Zwecken erschlichen.

Methoden wie die Stasi

Wenn unter dem Deckmantel der Kunst Polit-Aktionen durchgeführt werden, erscheint daneben jede Juso-Kampagne wie ein Kindertheater. Selbst Mordaufrufe sind kein Tabu. Der Schweizer Aktionskünstler Philipp Ruch lancierte 2015 im Strassenmagazin *Surprise* den Aufruf «Tötet Roger Köppel!». Er meinte die Sache durchaus ernst, wie er dem *Blick* sagte: «Als Schlingensiefel «Tötet Möllemann!» ausgerufen hatte, fiel dieser ein halbes Jahr später wie ein Stein vom Himmel. Kunst ist für die Politik stets lebensgefährlich.»

Ruch gehört wie der deutsche Fernsehkomiker Jan Böhmermann zu jenen Künstlern, die in ihrer Arbeit ihre totalitären Fantasien ausleben – im Namen des Guten natürlich. Ruch ging kürzlich auf die Jagd nach Rechtsextremisten, denunzierte sie bei deren Arbeitgebern, die diese entlassen sollten. Böhmermann erstellte schwarze Listen mit Personen, die angeblich im Internet «rechte Hetze» verbreiten. Schwarze Listen, Aufrufe zur Denunzierung, Täuschung des Publikums – Methoden, die der Stasi alle Ehre machen, werden im Kunstkontext zu legitimen Mitteln.

Simple Weltbild

Der Fall Menasse und die Aktionen eines Philipp Ruch oder Jan Böhmermann haben vieles gemeinsam: Stets herrscht die Meinung vor, alles sei erlaubt, wenn man auf der richtigen Seite stehe. Und wenn dann doch etwas aus dem Ruder läuft, so kann man sich immer noch damit herausreden, es handle sich um Kunst. Oder, bei strafrechtlich relevanten Fällen, sich auf die Kunstfreiheit beziehen.

Ärgerlicher als die Lügen und Ausfälligkeiten ist allerdings das simple Weltbild, dem diese Art der Polit-Kunst in der Regel zugrunde liegt. Die grossen Werke der Kunstgeschichte zeichnen sich durch ihre Ambivalenz aus, durch die Grautöne und dass sie Abgründe aufzeigen, wo man sie nicht erwarten würde. Davon gibt es hier nichts. Immer ist von vornherein klar, wer die Guten und wer die Bösen sind, es gibt nur Schwarz oder Weiss. Dies ist wohl mit ein Grund, weshalb der Fall Menasse in der Kulturszene dermassen viel Wirbel ausgelöst hat: Fake News und Lügen, so war man überzeugt, verbreiten nur die anderen, die Bösen, die Trumps.

Der Teufel, der ihn verfolgte

Im autobiografischen Roman «Script Avenue» liess ich meinen Vater frühzeitig sterben. Nun ist er tatsächlich tot. Zuvor kam es zu einer eigenartigen Begegnung.

Von *Claude Cueni*

Ich habe meinen Vater nicht aus Rache getötet, ich wollte ihn auch nicht bestrafen, ich habe ihn aus Angst getötet. Das erste Mal 1980 in meinem Erstlingswerk «Ad acta». Später, als ich mit «Das Gold der Kelten» den Gallischen Krieg dramatisierte, liess ich ihn von einem nubischen Sklaven vergewaltigen, von römischen Legionären ans Kreuz nageln und schliesslich vor den Toren Alesias jämmerlich zugrunde gehen. Vergebens. Nachts schlich er sich in meine Träume zurück, er hatte Arme wie Monsterkraken. Sie stanken nach abgestandenem Zigarettenrauch und Feldschlösschen-Bier. Mit einem Beil zerhackte ich die Hände, die so viel Übles getan hatten. Sie wuchsen nach wie die Häupter der Hydra. Ich erträumte mir Schwerter, Harpunen und die Machete von Danny Trejo in Robert Rodriguez' «Machete Kills», die Hydra wuchs nach.

«Nüdeli mit Hackbraten»

Schliesslich beendete ich 2014 mit meinem autobiografischen Roman «Script Avenue» die Endlosschleife. Ich liess den «hageren Blonden im hellblauen Hemd» eines natürlichen Todes sterben. Die Beerdigung verlief unblutig. Ich dachte, die Dämonen würden jetzt tief unter der Erde vermodern, Staub zu Staub. Doch im Folgeband «Pacific Avenue» erhielt ich von einem DHL-Boten die Tagebücher meines Vaters. Offenbar hatte er noch ein bisschen weitergelebt. Ich las seine Tagebücher und dachte, vielleicht könnte ich mehr über diesen merkwürdigen Menschen erfahren, aber er hatte nichts Bewegendes festgehalten. Mozart schrieb am 13. Juli 1770 wenigstens: «Gar nichts erlebt. Auch schön.» Mein Vater notierte am 22. November 1963: «Nüdeli mit Hackbraten, 20:00 St. Anton.» Das war der Tag, an dem Kennedy erschossen wurde.

Ich hörte nichts mehr von meinem Vater, jahrelang. Bis mich schliesslich im Herbst dieses Jahres eine SMS erreichte. Mein Vater liege im Sterben, er habe den Wunsch geäussert, mich nochmals zu sehen, er sei sehr unruhig in der Nacht. Ich bestellte ein Taxi und besuchte ihn im Pflegeheim, sein Zimmer war leer. Die



Dornenreicher Abschied: Claude Cueni (r.) mit seinem Vater, um 1975.

Schwester sagte, er sei im Frühstücksraum. Nur gerade zwei Personen sassen an einem viereckigen Tisch, eine alte Frau, die ins Leere starrte, und gegenüber ein alter, ausgemergelter Greis in einem Rollstuhl, das bisschen Haar wie lose Sträucher in der Wüste, ein einziger Zahn war ihm geblieben.

Das musste mein 95-jähriger Vater sein. Ich setzte mich neben ihn und wartete. Er bemerkte, dass sich jemand gesetzt hatte, vermied es aber, den Kopf zu drehen. Wir sassen eine ganze Weile da. Vor ihm war ein Teller mit einem Butterbrot, das jemand in kleine Stücke geschnitten hatte. Ich war gewarnt

worden, er sei beinahe taub. Deshalb hatte ich kleine Zettel vorbereitet mit Antworten auf Fragen, die er mir möglicherweise stellen würde. Auf dem ersten Zettel stand: «Ich trage einen Mundschutz, weil ich keine Immunabwehr habe.»

Es ärgerte ihn, dass jemand ihm einen Zettel vors Gesicht hielt, er warf einen flüchtigen Blick darauf, dann gleich einen zweiten, plötzlich schaute er mir direkt ins Gesicht, ich zog meinen Mundschutz für einen Augenblick herunter, er ergriff meinen Unterarm, schaute an die Decke und dankte Gott, dass er das noch erleben durfte. Seine Hand war immer noch riesig, aber sie hatte nicht mehr das Ausmass einer pazifischen Riesenkrake mit klebrigen Saugnäpfen. Die Haut hatte sich dunkel verfärbt, stellenweise bläulich, als hätte jemand seine Lebensenergie gedimmt, als hätte das Blut bereits begonnen zu verdicken und sich zu setzen. Ich begriff, dass man die Hydra nicht besiegt, indem man sie jede Nacht enthauptet, man besiegt sie, indem man sie sein lässt.

Martyrium im Worst Case

Die Kommunikation war einfacher als erwartet. Die meisten Fragen hatte ich geahnt und die Antworten auf denzetteln notiert. Eine Pflegerin sagte ihm, er solle brav den Mund auf tun. Kaum hatte er es getan, schob sie ihm ein Stück Brot in den Mund und bestrich die restlichen Brotwürfel mit einer zusätzlichen Butterschicht. Mein Vater rief laut, dieses

Heim sei ein Gefängnis. Die Pflegerin lachte, offenbar hielt sie es für einen Scherz. Aber ich bin sicher, er hatte es ernst gemeint und nur so getan, als fände er es lustig, wie ein Kleinkind behandelt zu werden.

Er sagte der alten Dame gegenüber, dass ich ihr Sohn sei. Sie reagierte nicht. Als er es wiederholte, stand sie auf, nahm ihren Rollator und bewegte sich auf mich zu. Sie crashte gegen meinen Stuhl. Ich dachte, vielleicht hat sie Probleme mit den Augen oder mit der Motorik. Sie crashte erneut gegen meinen Stuhl, immer und immer wieder, wie eine verwelkte Jeanne d'Arc mit ihrem Sturm-

bock. Ich fragte sie, ob ich vielleicht ihren Stuhl besetzt habe, aber das konnte ja nicht sein, weil sie bereits sass, als ich reinkam. Ich stand auf und schob meinen Vater in sein Zimmer zurück.

Wir setzten uns auf den kleinen Balkon. Er sagte, es sei schon merkwürdig, wie ein Leben ende, er sitze hier und warte auf den Tod. Ich schwieg. Hätte ich ihm etwa sagen sollen, dass ich seit Jahren Mitglied von Lifecircle und Exit bin, weil ich seit zehn Jahren hauptberuflich krank bin und Lebensfreude und Humor unter dem Damoklesschwert nur deshalb intakt sind, weil ich das Martyrium im Worst Case abkürzen könnte? Ich behielt

«Mein Vater hatte viel zu erzählen, es war sein Leben, ich war nur eine Fussnote.»

diese Gedanken selbstverständlich für mich. Jeder soll sterben, wie er mag. Mein Vater hatte sich für den christlichen Kreuzgang entschieden, da er glaubte, dass sein unsichtbarer Freund es nicht gerne sehen würde, wenn er sich heimlich aus dem Staub machte.

Mein Vater hatte viel zu erzählen, es war sein Leben, ich war nur eine Fussnote, er hatte nie Kinder gewollt, weder Ehefrau noch Familie. Aber jetzt, wo das Ende nahte, kam ihm in den Sinn, dass es da noch ein paar Blutsverwandte gab. «Ich bin seit zehn Jahren verheiratet», hatte ich auf einem der Zettel notiert. Er äusserte den Wunsch, meine Frau kennenzulernen, also kamen wir am nächsten Tag zu zweit. In ihrer Gegenwart blühte er auf, sang ein joviales Mundartlied über Vergänglichkeit und Tod und dass am Ende eh alles scheissegal sei. Ich erfuhr mehr über ihn als in meiner gesamten Kindheit. Er sagte, er sei vom Dittinger Dorfpfarrer vergewaltigt worden, seine Mutter sei nicht eingeschritten. Dass auch er weggeschaut hatte, als zwei meiner Cousins jahrelang von einem Onkel vergewaltigt wurden, hatte er verdrängt. Seine



Humor unter dem Damoklesschwert: Autor Cueni.

Biografie hatte er neu erfunden. Schliesslich sagte er, sein ganzes Leben sei schiefgelaufen, er habe viel Unrichtiges getan, so vielen Menschen Unrecht getan, aber daran sei nicht er schuld, sondern der Teufel, der ihn seit Geburt verfolge.

Reue und Hader am Lebensende sind der *highway to hell*, weil es für alles zu spät ist – ein dornenreicher Abschied, wenn Körper und Geist im Gleichschritt ermatten, bis man endlich aufhört zu existieren. Ich empfand Mitleid für einen Menschen, der heuchlerische Frömmigkeit zum Lifestyle erhoben, aber ein durch und durch unchristliches Leben geführt hatte. Wer ein Leben lang nur an sich denkt, hat am Lebensende niemanden, der an ihn denkt. Ich hörte ihm trotzdem zu, «no bad feelings anymore», die «Script Avenue» war meine reinigende Neunzig-Grad-Wäsche gewesen. Jetzt war alles in trockenen Tüchern.

Todesanzeigen sind Fake News

Als ich Anfang Oktober die SMS erhielt, er sei in der Nacht gestorben, bekam ich feuchte Augen. Seit meine erste Frau vor zehn Jahren gestorben ist, passiert das auch, wenn eine Cartoon-Figur stirbt. Empathie gehört zwar zum Rüstzeug eines Autors, aber weniger wäre mir offen gestanden lieber. Aber wenn man im Leben genügend Leid erfahren hat, entwickelt man ein grösseres Einfühlungsvermögen.

Mein Vater wollte keine Todesanzeige. Vielleicht fürchtete er, man würde wenig Vorteilhaftes über ihn schreiben, obwohl Todesanzeigen meistens Fake News der gröberen Art sind. Ich hätte getextet: «Er lebte länger als erwartet und deutlich länger als verdient. Sein Tod beweist, dass das Böse tatsächlich sterben kann.» Dass mein Vater 95 Jahre alt wurde, ist vielleicht der ultimative Beweis, dass es keinen Gott gibt.

Man kann von jedem Menschen etwas lernen, sowohl vom Positiven als auch vom Negativen. Ich erinnere mich, wie er mich als Knirps an der Hand aus der Wohnung schleifte, nachdem er meine Mutter mit einer brutalen Ohrfeige vom Taburett gefegt hatte. Als ich übermüdet neben ihm im Wirtshaus «Sommereck» sass, sagte er: «Wenn du einmal gross bist, musst du mit deiner Frau auch so verfahren.» Dann bestellte er das Übliche, «ein Bier, einen Sirup».

Muss ich ihm dankbar sein? Ohne ihn hätte ich als Teenager wohl nie die nötige Kraft gehabt, diesem gewalttätigen und religiösen Irrenhaus zu entfliehen. Hätte er Eier gehabt, wären mir keine Strausseneier gewachsen. Mein Leben lang war ich stets bemüht, nicht so zu werden wie er. Ich werde ihn nur vermissen für das, was er nie gewesen ist.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Zuletzt erschien von ihm «Warten auf Hergé» (Münster-Verlag). Am Sonntag, 13. Januar, 12.35 Uhr auf Radio SRF 2 Kultur: «Musik für einen Gast» mit Claude Cueni.

Bühne

Mord im Chalet

Am Londoner West End lief wochenlang ein Stück namens «Switzerland». Worum ging's?



Schweiz als Kulisse: Ambassadors-Theater.

Ist man im Londoner Ausgeh- und Touristenviertel West End unterwegs, so hat man das Gefühl, das Theater boome wie eh und je. Mehr noch als am New Yorker Broadway reiht sich eine Bühne an die nächste, die meisten buhlen mit Musicals oder Nostalgieshows über Tina Turner, Michael Jackson oder die Beatles um das Publikum. Aber auch das gute alte Schauspiel hält sich erstaunlich gut. Gleich neben dem St Martin's Theatre zum Beispiel, wo Agatha Christies Krimiklassiker «The Mousetrap» im 66. Jahr gespielt wird, steht das schmucke Ambassadors Theatre. Und das war bis letzte Woche in Rot eingehüllt, wegen eines Stücks mit dem Titel «Switzerland».

Am Londoner West End läuft ein Drama, das nach der Schweiz benannt ist, und hierzulande hat man noch nie davon gehört? Grund genug, die Vorstellung zu besuchen. Bald zeigt sich: Im Zweipersonenstück der australischen Autorin Joanna Murray-Smith ist die Schweiz bloss Kulisse. Das Kammerspiel handelt von der alternden Krimiautorin Patricia Highsmith, gespielt von «Downton Abbey»-Star Phyllis Logan, die sich in die Schweizer Alpen zurückgezogen hat. Ein junger Mitarbeiter ihres New Yorker Verlags kommt sie besuchen. Er hat den Auftrag, die widerborstige Schriftstellerin zu überreden, einen neuen Tom-Ripley-Roman zu schreiben, denn der Verlag braucht Geld. Die knorrige Frau will den schicken Jüngling vertreiben, findet irgendwie aber doch Gefallen an ihm. Die beiden entwickeln eine Hassliebe, bis die ganze Geschichte einen neuen Dreh erhält: Den jungen Mann gibt es nur in ihrer Fantasie, es ist Tom Ripley, den sie in ihr Chalet gelassen hat und der ihr am Ende auch ein Messer zwischen die Rippen stösst.

«Switzerland» ist ein intimes und raffiniertes Konversationsstück, das ganz von der Stärke der Schauspieler lebt. *Rico Bandle*



Die Bibel

Wirkstoff gegen Korruption

Von Peter Ruch

Aber Samuels Söhne gingen nicht auf seinen Wegen, sondern waren hinter dem Gewinn her, nahmen Bestechung an und beugten das Recht (1. Samuel 8,3). Samuel war der letzte sogenannte Richter in Israel, ehe das Königtum eingeführt wurde. Das Amt ging oftmals auf die Söhne über. Samuels Söhne waren jedoch, wie schon die Söhne seines Vorgängers Eli, ungeeignet wegen Amts- oder Kompetenzmissbrauchs.

Korruption ist also bereits in der Bibel bekannt. Im Evangelium war es der Jünger Judas, der Jesus gegen Schmiergelder auslieferte, und sogar Petrus mogelte, als er seine persönlichen Interessen bedroht sah. Das lässt den Schluss zu, dass wir Menschen korruptionsanfällig sind. Auftragstreue bis zum Äussersten gibt es, doch darauf ist kein Verlass. Deshalb müssen die Strukturen so gestaltet sein, dass Korruption möglichst ausgeschlossen werden kann.

Das beginnt bei der anständigen Entlohnung von Staatsdienern. Ein Polizist mit Hungerlohn streicht die Busse lieber selber ein und gibt dafür dem Fehlbaren einen Rabatt. Auch darf nicht zu viel Macht an einer Stelle angehäuft werden. In der Schweiz gelten strenge Regeln, unter welchen Umständen Amtsträger in den Ausstand treten müssen, um Interessenkollisionen zu vermeiden. Die Regeln wären auszuweiten: Viele Parlamentarier leben beruflich vom Staat und unterscheiden oft nicht scharf genug zwischen eigenem Interesse und demjenigen des Gemeinwesens.

Es gab und gibt subtile und legale Spielarten der Korruption. Dass vom Staat lebende Stimmbürger bei gewissen Urnengängen pausieren, müsste längst ein Thema sein. Schon in der griechischen Polis verfolgten die Bürger mit dem Stimmzettel ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen. Solche Missstände belasten jede Staatsform. Sie sind für die Demokratie besonders gefährlich, weil die Befriedigung der Massen enorme Mittel verschlingt. Der beste Wirkstoff gegen die Korruption ist die Horizonterweiterung auf Gott und den Nächsten. Das Eigene darf nie als das absolut Höchste erscheinen.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Meer von Bitternis und Verzweiflung: Zain Al Rafeea (r.) in «Capharnaüm».

Kino

Emotionale Überzeugungskraft

«Capharnaüm», ein Film aus dem Libanon über die Verlorenheit und das Elend der Kinder, sorgte auf westlichen Festivals für Furore – zu Recht. Von Wolfram Knorr

Ein starkes Stück: Der zwölfjährige Zain verklagt seine Eltern, weil sie ihn zur Welt gebracht haben! Gründe für die Anklage gäbe es genug. Seine Eltern sind verlottert, arbeitslos, kaputt und ziemlich mies und fies und vor allem ohne jede Verantwortung den eigenen Sprösslingen gegenüber. Weil sie ihnen ausser Armut und Schmutz nichts bieten können, landen die Kleinen dann auf der Strasse oder im Knast. Im Slum von Beirut haben die Kinder am allerwenigsten zu melden, werden benutzt, verschachert oder landen, wie Zain, im Knast. Nur: Würde ein Zwölfjähriger mit einer solchen Klage ernst genommen, oder geht's hier um ein kalkuliertes Geschäft mit dem Elend? Hat die Regisseurin Nadine Labaki Hand angelegt, um dem Überlebenskampf eines Mühseligen und Beladenen eine süffige Betroffenheit abzutrotzen?

Wenn ja, hat's ihrem Film «Capharnaüm» jedenfalls nicht geschadet. In Cannes wurde er bejubelt, von der ökonomischen Jury ausgezeichnet, und vom Libanon wurde er ins Rennen um den Auslands-Oscar 2019 geschickt. Sein eigenartiger Titel bedeutet dem Wortsinn nach Chaos, meint aber auch ein Fischerdorf am See Genezareth, das nach biblischer Überlieferung ein Wirkungsort Jesu war. Zain vegetiert in einem Albtraum von Knast, überfüllt, lärmig, dreckig. Er erstach den Mann, der sei-

ne elfjährige Schwester heiratete und misshandelte. Die Mutter hat's gerichtet, um sie loszuwerden. In Rückblenden erzählt Zain vor Gericht sein elendes Leben auf der Strasse und bei seiner Scheusal-Mutter, die ihn und die Geschwister nur rumschubst, auf die Strasse und zur Arbeit treibt. Zain malocht für einen Kleinhändler, versucht seine Schwester vor dem Zugriff der Mutter und der Nachbarn zu schützen, büxt aus und wird zum Samariter eines kleinen schwarzen Kinds.

Labaki hat ausschliesslich mit Laien gedreht, an Originalschauplätzen, die dem Film dokumentarische Power geben. Unerbittlich geht's um Leid, Elend, Verlorenheit, mit Zain im Zentrum. Labaki bewegt sich auf einem heiklen Grat zwischen Aufrichtigkeit und Ausbeutung, Anteilnahme und blosser Voyeurismus. Sie schrammt zwar die Rührseligkeit, macht Zain aber nicht zum tränenseligen Opfer. Sein Weg zum Kämpfer, der vor Gericht klagt und donnernd das verantwortungslose Kinderkriegen beschimpft, ist bei aller Schrecklichkeit wenig glaubwürdig. Mag sein, dass Labaki den dramaturgischen Eingriff für notwendig hielt, um ihr Land aus der grassierenden Gleichgültigkeit aufzurütteln und an sozialpolitisches Handeln zu appellieren. «Capharnaüm» erinnert an Luis Buñuels «Los olvidados» (1950) über verrohte Kinder in Slums von Mexico City.

Buñuels Realismus war ohne Kompromisse, aber zugleich bewusst als Fiktion angelegt. Labaki will genau das nicht. Ihr Blick auf das urbane Elend appelliert ans Authentische, sucht nichts als das Dokumentarische. Ihr Hauptdarsteller Zain Al Rafea ist beeindruckend. Hinter seinen dunklen, schwermütigen Augen scheint ein ganzes Meer von Bitternis und Verzweiflung zu strudeln. Das hat emotionale Überzeugungskraft. Ob das die Story glaubwürdiger macht, muss der Zuschauer mit sich selbst ausmachen. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Burning — Lee Jong Su, der zwar von einer Schriftstellerkarriere träumt, lebt von kleinen Jobs und trifft die Jugendfreundin Shin Hae Mi wieder. Er verliebt sich sofort in die hübsche Frau, was sie clever ausnutzt: Sie bittet ihn, ihre Katze zu hüten, während sie eine Reise nach Afrika macht. Bei ihrer Rückkehr wird sie vom smarten Millionär Ben begleitet, der Partys schmeisst und einen Porsche fährt. Jong Su entwickelt einen Hass auf den Nebenbuhler, dem alles Glück in den Schoss fällt. Sukzessive entwickelt der südkoreanische Cineast Lee Chang Dong («Poetry»), nach einer Story von Haruki Murakami, aus der *Ménage-à-trois* einen Mystery-Thriller, der den Zuschauer zwar in Bann hält, aber auch am Ende ein wenig ratlos lässt. ★★★★★

Sibel — In einem abgelegenen türkischen Bergdorf lebt die stumme Sibel (Damla Sönmez) mit ihrer jüngeren Schwester und ihrem Vater. Sie kommuniziert mit Pfeiflauten, die es in abgelegenen Regionen tatsächlich gibt, wie die Filmemacher Cagla Zencirci und Guillaume Giovanetti (auch Drehbuch) versichern. In ihrem Filmdrama ist Sibel im Dorf eine Geächtete, ihre Behinderung gilt als «ansteckender» Makel, weshalb sie sich meistens im Wald aufhält, bis dort eines Tages ein von der Polizei gesuchter, verletzter «Terrorist» auftaucht. Sibel versteckt und pflegt ihn, bis der Vater wegen ihrer häufigen Abwesenheit misstrauisch wird. Sibels emanzipatorisches wie sexuelles Erwachen im Wald wirkt fast wie ein grimmisches Märchen und entwickelt erstaunliche Spannung. ★★★★★



Erwachen im Wald: Sibel (Damla Sönmez).

Las herederas — Das ist schon eine Zumutung, auch wenn sie eindrücklich umgesetzt wird. Der aus Paraguay stammende Regisseur Marcelo Martinessi erzählt die Geschichte eines sozialen Abstiegs einst gutbürgerlicher Damen. Chiquita und Chela leben seit Jahrzehnten als Paar in Asunción, müssen aber ihre Beziehung verheimlichen. Jetzt sind sie gezwungen, alles aus ihrer Villa zu verscherbeln. Chiquita muss wegen illegaler Finanzgeschichten in den Knast, und Chela fährt ohne Führerschein Taxi. Ihr ewig sauertöpfisches Gesicht prägt den Film, und Martinessis Aussage, dass das ganze Land eben ohne Hoffnung sei, mag stimmen – aber wer will im Kino hocken und derart Trostloses sehen? ★★★★★



Auf der Höhe der Zeit: «Robin Hood».

Robin Hood — Neben dem «Grafen von Monte Christo» und den «Musketieren» wohl das meistverfilmte Abenteuer. Die jüngste Version ist auf der Höhe der Zeit: Robin kämpft als Kreuzritter in arabischen Gassen gegen Rebellen, die schwer an den IS erinnern, und im britischen Nottingham will der böse Sheriff keine Muslime. Der Bezug macht die jüngste Variante von Otto Bathurst («Peaky Blinders») leider nicht besser, und Taron Egerton als Robin ist ein uncharismatischer Hänfling. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Roma Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
2	Shoplifters Regie: Hirokazu Koreeda	★★★★★
3	Colette Regie: Wash Westmoreland	★★★★☆
4	Der Junge muss an die frische... Regie: Caroline Link	★★★★☆
5	Cold War Regie: Pawel Pawlikowski	★★★★☆
6	Wolkenbruchs... Regie: Michael Steiner	★★★★☆
7	Widows Regie: Steve McQueen	★★★★☆
8	Astrid Regie: Pernille Fischer Christensen	★★★★☆
9	Aquaman Regie: James Wan	★★★☆☆
10	Mary Poppins Returns Regie: Rob Marshall	★★★☆☆

Jazz

Wiederentdeckung eines Genies

Von Peter Rüedi

Der Jazz hat eine Vorliebe für imaginäre Ahnengalerien – nicht weiter verwunderlich für eine Musik, in der «Stil» vor allem und zuerst «Personalstil» meint. Namentlich unter Trompetern hat sich eine geradezu biblische Erbfolge eingebürgert, von einer charismatischen Figur zur nächsten: Louis Armstrong, Roy Eldridge, Dizzy Gillespie, Fats Navarro, Clifford Brown, Kenny Dorham, Lee Morgan, Freddie Hubbard, Wynton Marsalis. Allein, wie bei all solchen Sturzflügen durch die Kulturgeschichte drängen sich für jede der Schlüsselfiguren zwei oder mehr auf, die ebenso einen Ehrenplatz im Pantheon der Jazztrompete verdienen, von Bix Beiderbecke über Miles Davis (ein Kosmos für sich) bis Chet Baker, von Henry «Red» Allen über Bobby Hackett bis Buck Clayton, nicht zu reden von Sonderfällen wie dem mit 23 verstorbenen Booker Little oder dem Solitär Don Cherry.

Die Lücke, die zwischen Freddie Hubbard und Wynton Marsalis klafft, heisst Woody Shaw – geboren 1944, gestorben 1989 nach einem schweren Unfall in der New Yorker U-Bahn: ein grossartiger, sehr eigenständiger Trompeter und ein schwieriger, zu Depressionen neigender Charakter, der beim breiten Publikum nie so wahrgenommen wurde wie von seinen Musikkollegen, will sagen: wie er es verdient hätte. Das hing unter anderem auch damit zusammen, dass in der Zeit, die seine war, der JAZZ (gross geschrieben, d. h. ohne populäre binäre Antriebshilfen aus Rock oder Fusion) eine kritische Phase durchmachte. Kein Zufall, war Shaw an der LP beteiligt, die noch vor Marsalis eine Wende markierte, Dexter Gordons «Homecoming» von 1977 (auf CBS). Jetzt ist Woody Shaw wiederzuentdecken auf dem bislang unveröffentlichten Mitschnitt eines Konzerts in Tokio, mit dem fabelhaften Quintett, das er 1981 leitete: mit dem Posaunisten Steve Turré neben sich in der Frontline und einer zu wahren Feuerstürmen fähigen Rhythmusgruppe (Mulgrew Miller am Piano, Stafford James am Bass, Tony Reedus an den Drums). Lauter Originalkompositionen (ausser Monks «Round Midnight»). Überwältigend der modale «Song of Songs». Als toller Bonus gut vierzehn Minuten einer Band von *Americans* in Paris.



Woody Shaw: Tokyo '81. Elemental Music 5990429



Thiel

Klimapolizei

Von Andreas Thiel

Polizist: Guten Tag, wir kennen uns ja schon. Ich bin von der Abteilung für Klimaverbrechen. Sind Sie nicht der Klimaforscher mit den Ballonen aus metallbedampfter Polyesterfolie?

Klimaforscher: Was wollen Sie schon wieder?

Polizist: Wie ich sehe, feiern Sie auch dieses Jahr Kindergeburtstag.

Klimaforscher: Ja, aber diesmal haben wir sogar auf die Lebensmittelfarbe im Kuchen, die Kerzen, die Tischbombe und die Luftschlangen verzichtet. Wir haben nur noch diese Ballone aus Naturkautschuk.

Polizist: Deswegen bin ich hier. Beim Vulkanisieren solcher Ballone entstehen karzinogene Nitrosamine. Das hat man mit Tierversuchen nachgewiesen. Ich muss Sie anzeigen, weil Sie mit diesen Ballonen die Gesundheit Ihrer Kinder gefährden. Gleichzeitig machen Sie sich der Tierquälerei schuldig, weil die Nitrosamine an Tieren getestet wurden. Weshalb ist es bei Ihnen so kalt?

Klimaforscher: Ich spare Heizöl, um das Klima zu schonen. Deshalb trage ich diesen Faserpelz vom WWF. Er ist zu hundert Prozent aus recyceltem PET, Plastikabfall aus dem Meer.

Polizist: Und diesen Plastikabfall, den man mühsam aus dem Meer fischte und dann zu Mikrofasern verarbeitete, tragen Sie nun ständig als Faserpelz, dem man ansieht, dass Sie ihn oft waschen. Dabei gelangen die Mikrofasern durchs Abwasser zurück ins Ökosystem. Solche Mikrofasern hat man mittlerweile sogar am Südpol in beunruhigender Konzentration nachgewiesen. Und im Gegensatz zum Plastikabfall lassen sich Mikrofasern nicht mehr aus dem Meer fischen. Das sieht übel aus für Sie. Sie gelten ja nun schon als Wiederholungstäter.

Klimaforscher: Langsam geht diese Umweltgesetzgebung zu weit.

Polizist: Glauben Sie mir, die geht bald noch viel weiter, jetzt, wo Simonetta Sommaruga das Bundesamt für Umwelt übernommen hat.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Pressescheue Milliardäre

Neujahrs-Apéro in St. Moritz; zehn Jahre Magazin *Snowtimes*; Hollywoodstar Christoph Waltz inszeniert «Fidelio». Von Hildegard Schwaninger

St. Moritz ist in aller Munde, seit es der Zürcher Entertainer **Christian Jott Jenny** geschafft hat, hier Gemeindepräsident zu werden. Und er ist umtriebiger als je. Am 1. Januar zeigte er sich beim traditionellen Neujahrs-Apéro auf der Piazza Mauritius. Jeder wollte mit ihm anstossen. Am Tag darauf, seinem zweiten Arbeitstag, zeigte er den Einheimischen seine Künste. Im Hotel «Walther» in Pontresina führte er sein Programm «Quand on n'a pas ce qu'on aime» vor. Der Saal war knallvoll, das Publikum begeistert. Und in seinem Büro gab der neue Chef seinen Mitarbeitern mit seinen Musikerkollegen, den Jet Set Singers, ein kleines Konzert.

All das dokumentiert **Ernesto Kellenberger**, Herausgeber und Chefredaktor von *Snowtimes*, dem Magazin, das 2019 das Zehnjahr-Jubiläum feiert. Kellenberger ist begeistert von Jenny, quasi Präsident seines Fanclubs. Ernesto Kellenberger ist in St. Moritz allgegenwärtig, immer mit seiner Frau **Dorli Kellenberger**. Ohne sie geht gar nichts. Die beiden sind seit fünfzig Jahren verheiratet, seit 48 Jahren Dauergäste in St. Moritz (ihre zweite Heimat neben Altendorf SZ). Kellenberger war früher Banker (Volksbank und Credit Suisse), liess sich mit sechzig frühpensionieren und übernahm vor neun Jahren *Snowtimes* (Auflage: 12 000). Er ist Verleger, schreibt die Texte selber, macht die Fotos selber (da gäbe es noch Verbesserungspotenzial) und akquiriert die Inserate. Seine Frau ist Lektorin. Reich wird er

damit nicht, aber es macht Spass. Kellenberger steht den Menschen grundsätzlich positiv gegenüber, in seinem Magazin kommen Einheimische, Zweitheimische und Touristen aus dem In- und Ausland vor.

Snowtimes zeigt, wie vielfältig die Nobelorte in den Bergen sind (das Magazin hat regionale Ausgaben auch in Davos, Klosters und Zermatt). Fürst **Albert von Monaco** wurde von Kellenberger interviewt, Künstler **Rolf Sachs**, der Schweizer Vorzeige-Promi (Paradiesvogel, Golfer, Unternehmer, Ex-Bob-Olympiasieger) **Hausi Leutenegger** (ein alter Freund, der auch zu Kellenbergers Goldene-Hochzeit-Fest im Hotel «Panorama» in Feusisberg kam, wo Christian Jott Jenny das Showprogramm gestaltete – also Vernetzung pur).

In der neuen Nummer findet man TV-Lady **Silvia von Ballmoos**, Kellenbergers Nachbarin, sowie einen Milliardär, den Unternehmer **Michael Pieper**. Milliardäre gibt es in St. Moritz einige. Sie leben, wie ein paar Aristokraten, in ihrer eigenen, abgeschotteten Stratosphäre. Pressescheu. Zu ihnen hat auch Ernesto Kellenberger keinen Zugang gefunden. Michael Pieper ist der Küchenunternehmer (Küchenausstatter Franke), dem – gemeinsam mit Eisenbahn-Krösus **Peter Spuhler** – das Restaurant «Talvo» gehört. Hier kocht – 18 Gault-Millau-Punkte – der begnadete Südtiroler **Martin Dalsass**. Pieper und Spuhler haben das Edelrestaurant 2011 in einem Spontankauf übernommen, um es vor der



Fast verliebt

Spieglein, Spieglein

Von Claudia Schumacher

Der Tag, an dem Regine den angebeteten Gatten verlor, war der Tag, an dem sie sich vor den Spiegel stellte und sagte: «Morgen kommt ein Neuer.» Sie würde in diesem Leben nicht mehr ohne Mann sein.

Das entschied sie so, und das trug sie offen nach aussen – mochten die anderen doch denken, was sie wollten. Zwei Dinge sind hilfreich, um Regine zu verstehen.

Erstens: Anders als es sich für Männer Ende sechzig gehört, die eine jahrzehntelange Ehe verlassen, war ihr Göttergatte nicht verschieden. Er war ihr gestohlen worden von einer anderen, die weniger Falten zählte. Was direkt zur zweiten Information führt, die man über Regine braucht. Sie gehört zur erfrischenden Minderheit von Frauen, die in puncto Selbstwertgefühl, Ehrgeiz und Lebensglück mit grosser Gewissheit auf nur eine Karte setzen: Schönheit.

Mai 1969. Regine sitzt in der vorletzten Schulbankreihe, Mathestunde. Vier Dinge unterscheiden sie vom Rest der Mädchen. Die anderen haben Pickel, Gewichtsprobleme, fühlen sich mittelprächtiger und: Sie rechnen.



Begeistert: Ehepaar Kellenberger.



Vernetzung pur: Sachs (l.), Jenny.



Opernregie: Schauspieler Waltz.

Übernahme durch einen russischen Oligarchen zu retten.

Kellenberger betätigt sich auch als Maler von Aquarellen (bevorzugtes Sujet: die Schönheit des Engadins) und als Krimiautor. Sein bisher einziger Roman, «Pulver gut...?», dreht sich – so in etwa – um einen Mord auf der Piste.

Christian Jott Jenny hat auch bereits angekündigt, wann er sich – nach vierzehntägiger Erfahrung als Gemeindepräsident – wieder in Zürich zeigen wird. Am 15. Januar im «Miller's Studio» an der Welturaufführung von «Sei kein Mann! – Eine Wahlkampfkomödie», dem neuen Stück von Patrick Frey und Katja Früh. Eine Wahlkampfkomödie – passt zu Jennys Biografie: «Ich werde diesen Abend als erste Therapie nutzen, um meine Arbeit in St. Moritz zu reflektieren.»

Es war Aviel Cahn, ab Sommer 2019 Intendant der Genfer Oper (Grand Théâtre de Genève), der den Grundstein legte für die neue Karriere von Quentin Tarantinos Starschauspieler, dem doppelten Oscar-Preisträger Christoph Waltz («Inglourious Basterds», «Django Unchained»). Der 1974 in Zürich geborene Aviel Cahn hat seit je unkonventionelle, kreative Ideen, und er war der Erste, der dem aus einer österreichischen Theaterfamilie stammenden Schauspieler Christoph Waltz eine Opernregie anvertraute. «Rosenkavalier» an der Flämischen Oper in Antwerpen, wo Cahn seit 2009 Intendant ist. Das war 2013; 2017 folgte «Falstaff». Jetzt wurde Waltz engagiert, «Fidelio» zu inszenieren, im Beethoven-Jahr 2020 (250. Geburtstag des Komponisten), im Theater an der Wien, wo Beethovens einzige Oper 1805 uraufgeführt wurde.

Im Internet

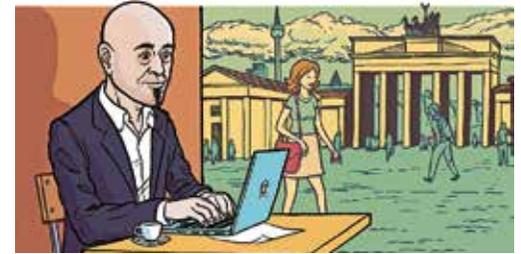
www.schwaningerpost.com

Regine aber hat die glatte Haut eines Delfins, eine Sanduhrfigur, fühlt sich hervorragend und: betrachtet sich unter dem Tisch in einem kleinen Handspiegel. Sie spielt mit ihren Haaren, schenkt sich ein Küsschen. Die plumpe Berta neben ihr zischt: «Was zur Hölle tust du da?» Regine schenkt Berta ein entspanntes Lächeln, sagt mit entwaffnender Ehrlichkeit: «Ich finde mich einfach ganz arg schön.»

Die vollkommene Ausschliesslichkeit, mit der Regine ein Leben lang auf ihr Aussehen setzte, berührt – angesichts der Erkenntnis, wie volatil die Sache ist. Es spricht für ihre Optik, dass Regine bis zum Alter von 59 Jahren bestens damit fuhr. Als ihr Mann für eine Schöner ging, musste aber eine neue Strategie her. Erstens: Regine wollte nicht mehr für ihr Aussehen allein geschätzt werden. Der nächste Mann sollte ihren Tiefgang beachten. Zweitens: keine Göttergatten! Der Nächste würde

erst dann gehen, wenn Regine das wollte. Dazu musste er abhängig genug sein.

Auftritt Dominik: Jurist, Alkoholiker – soff sich schlussendlich ins Grab. Der Nächste, 67, hatte noch eine Mutter – und eine intakte Nabelschnur zu ihr. Derzeit ist Regine mit Hartmut liiert: knallharter Hypochonder, hat eine Heerschar von Ärzten auf dem Gewissen – und hält Regines Hand, wann immer er kann. Regine weiss, dass sie auch ihn verlassen wird. Und auch, dass er über die Trennung hinaus der Ihrige bleibt. Lange Telefonate, grosse Sehnsucht. Seit der Göttergatte weg ist, baut Regine eine Sammlung von Männern auf, die vollkommen auf sie fixiert sind. Seit vier Jahren wird sie gnadenlos gespiegelt, gerühmt für ihre innere und äussere Schönheit, Tag für Tag. Regine ist 63 Jahre alt – und hat die Zeit ihres Lebens.



Unten durch

Neue Hosen

Von Linus Reichlin

Als Mann hat man zwei oder drei Anzüge, etwa zwanzig Pullover, zehn Hosen, sechs Paar Schuhe und zwei Wintermäntel. Wenn man sechs oder sieben Jahre mit derselben Frau zusammen war, hat sie diese Kleider natürlich in sämtlichen Kombinationen schon fünfzig Mal gesehen, das kann man ihr irgendwie nicht zumuten. Jetzt hat man zwei Möglichkeiten: Entweder man kauft sich was Neues, oder man sucht sich eine neue Freundin. Vor dieser Entscheidung stehe ich im Augenblick. Eigentlich möchte ich die alte Freundin behalten, sie ist fast nie da, immer auf Geschäftsreise, mehr verlange ich von einer Beziehung gar nicht. Andererseits gehe ich wahnsinnig ungern Kleider kaufen.

Ich hasse es, wenn die Verkäuferinnen bei der Frage nach meiner Grösse auf meinen Bauch starren, als trüge ich dort einen Sprengstoffgürtel. Danach binden sie mir ein Messband um die Nabelgegend und sagen: «Atmen Sie bitte ganz normal.» In Kleidergeschäften herrscht ein von oben verordneter Atmungszwang, so als lebten wir in China! Nach einer Weile sagt die Verkäuferin: «Atmen Sie jetzt bitte endlich ein.» Und in dem Moment, in dem ich die Luft nicht mehr länger anhalten kann und mein Bauch in die Breite geht, misst sie meinen Umfang. Das ist einfach nicht fair!

Danach drückt sie mir drei Hosen in die Hand und schickt mich in eine dieser Kabinen, die von der Aussenwelt nur durch einen grauen, muffigen Vorhang getrennt sind, der nie richtig abdichtet. Es bleibt immer ein Spalt offen, durch den die Verkäuferin einen von draussen beobachtet, um zu sehen, ob man über der Probierhose nicht die anzieht, mit der man gekommen ist. Der Verdacht, dass man klauen will, macht das Hosenanprobieren zu einem Ethiktest. Aber für die Verkäuferin selbst gilt das natürlich nicht, die lügt sich ihren Umsatz mit süssen Worten herbei: «Diese Hose steht Ihnen sehr gut, vor allem am Gesäss.» Als Kunde kann man es selbst gar nicht überprüfen, weil die Kabinenspiegel einen in die Länge ziehen, bis man denkt, dass man sich hinterher ruhig wieder mal eine fette Schweinshaxe gestatten darf, so spindeldürr, wie man ist. In Kleidergeschäften

>>> Fortsetzung auf Seite 64

weiss ich am Schluss gar nicht mehr, wer ich überhaupt bin und ob es in der Kabine wegen meiner Socken stinkt oder wegen jener meines Vorgängers, der immer ein Russe ist.

In der Herrenabteilung aller guten Kleidergeschäfte muss man vor den Kabinen immer warten, bis die Russen mit Anprobieren fertig sind. Aber ich will nicht undankbar sein: Immerhin kann ich mir während des Wartens ihre gepflegten blonden Frauen anschauen, die auf den Hockern vor den Kabinen sitzen. Und wer weiss, vielleicht entscheide ich mich ja für beide Optionen: neue Kleider kaufen *und* eine Russin kennenlernen, die Lust hat, spontan den Hocker zu wechseln. Andererseits habe ich den Verdacht, dass die russischen Männer unter einem ziemlichen Anprobierdruck stehen. In Moskau kriegt ein Mann, der mehr als ein Jahr lang in denselben zehn Hosen rumläuft, womöglich nur die brünetten Frauen. Meine ist zwar auch brünett, aber in der Schweiz ist das ja kein Makel, wir sind viersprachig, bei uns haben südländische Haarfarben eine lange Tradition. Ich akzeptiere es, dass meine Freundin nicht blond ist. Man soll Menschen nicht wegen etwas diskriminieren, für das sie nichts können. Wenn ich allerdings an das Überangebot von Haarfärbemitteln in den Drogerien denke, frage ich mich, ob ich nicht geradezu verpflichtet bin, sie wegen ihrer Haarfarbe zu diskriminieren. Vielleicht sollte ich ihr einen Deal vorschlagen: Ich kaufe neue Kleider, und sie kauft zwei Liter Wasserstoffperoxid. Wenn schon, denn schon – ich will, dass sie so blond wird wie das Gras auf Kreta im August. Und im Gegenzug kaufe ich mir eine Hose, die so eng ist, dass sie hinten zwischen den Backen einrastet nach dem Motto «Arsch frisst Hose».

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Wein-Hochadel in Portugal

Von Peter Rüedi

Beim Adel, heisst es, verhalte es sich oft wie bei den Kartoffeln: Das Beste liegt unter der Erde. Der Eindruck mag sich bei Durchsicht des Gotha einstellen, des berühmten Adelsverzeichnisses. Beim önologischen Hochadel, der ein solches Nachschlagewerk längst ebenfalls verdiente und von dem einige Vertreter (zumal aus der britischen Aristokratie) auch im realen Gotha zu finden sind, geht es weniger klandestin zu, obwohl sich sputen muss, wer bei den unzähligen Handwechseln in der Branche auf dem Quivive sein will.

Sicher wäre Bruno Prats in einer der obersten Kategorien des imaginären Wein-Gotha anzutreffen. Dafür stehen schon seine beiden Grossväter: einerseits Fernand Ginestet, Besitzer des Château Margaux, und Jean Prats, der einstige Präsident der Firma Saint-Raphaël, des nicht weniger bekannten Aperitif-Produzenten. Mit seiner Mutter und seinen zwei Brüdern übernahm Prats 1970 das wegen seiner chinosen Architektur, noch mehr aber we-

genseinerWeineberühmteSaint-Estèphe-Château Cos d'Estournel und blieb während 28 Jahren CEO und Winemaker in Personalunion dieses «Super Second». Dann suchte er querweltein die unterschiedlichsten Herausforderungen: In Chile gründete er zusammen mit Paul Pontarlier, dem Direktor von Château Margaux, Ghislain de Montgolfier, dem CEO von Bollinger Champagner, und dem chilenischen Önologen Felipe de Solminihac Viña Aquitania, eine Winery bei Santiago de Chile. Mit Hubert de Boüard von Château Angéhus schuf er 2005 Anwilka Vineyard im südafrikanischen Stellenbosch, und mit dem französischen Önologen Stéphane Point 2009 «Ibérica Bruno Prats», spezialisiert auf Monastrells aus der DOC Alicante.

Bereits 1999 liess er sich auf ein Joint Venture mit den Portwein-Tycoons der Symington-Familie ein. Die Absicht: einen nicht aufgespritzten, natürlichen Spitzen-Roten von einem Weinberg im nördlichen Douro-Tal zu produzieren (Quinta de Roriz). Er trägt, ebenso nahelegend wie ambitiös, den Namen Chryseia, was nichts anderes ist als die Übersetzung von Douro (Gold) ins Altgriechische. Ein Hammer – nicht so sehr wegen des Alkohols, dafür ist der Wein zu gut ausbalanciert mit der guten Säure und dem klug dosierten Holz (400-Liter-Fässer), wohl aber wegen seiner Konzentration und Dichte. Viel dunkle Frucht. Amarenakirschen, florale Noten. Dunkle Schokolade. Nichts für Leichttrinker, vielmehr ein Wein für Liebhaber der Formate von Rubens. Allerdings zu gut gemacht, als dass uns Marmelade die Lust am zweiten und dritten Schluck vergällte.

Prats & Symington: Chryseia Douro DOC 2015. 14,5%. Portugal Vineyards Fr. 58.80 www.potugalvineyards.com



Salz & Pfeffer

Hervorragend einfach

Von Andreas Honegger

Wir haben viele Lieblingsrestaurants. Aber nicht überall fühlen wir uns so zu Hause wie im «aRoma» zwischen Römerhof und Klusplatz in Zürich. Schon

das Logo mit dem doppelten Wortspiel, das einerseits auf die Ewige Stadt anspielt und andererseits auf den Geschmack, ist gelungen. Zudem sind sowohl der Gastgeber Pietro Mariani wie auch der Küchenchef Francisco Antunes überaus sympathische Menschen, und sie verstehen ihr Handwerk vortrefflich. Ersterer stammt aus einer Bauernfamilie aus den Abruzzen, Letzterer aus einer portugiesischen Bauernfamilie, und beide haben bei renommierten Köchen gelernt, aber sich die Liebe zur einfachen Küche erhalten.

Hier kommt kein Schnickschnack auf den Teller, mit dem Punkte und Sterne angestrebt werden könnten, sondern frische Produkte, auf hervorragend einfache Art zubereitet – sei dies ein saftiges goldbraunes Mistkratzerli, ein Kalbspaillard oder ein butterzartes Rindfilet im Pfännchen oder, eindeutig die Spezialität des Hauses, ein ganzer, im Ofen gebratener Fisch.

Natürlich wechselt das Angebot mit der Verfügbarkeit der Fische. Aber egal, ob das nun die Linguine mit Meerfischen, Crevetten und Muscheln sind, die Gambas al Pil Pil, die «Black Tiger»-Crevetten vom Grill oder die ganze Seeszunge, alles hat Gusto. Für zwei Personen wird eine «Pyramide» mit Meeresfrüchten als Vorspeise angeboten und ein im Ofen gebratener Steinbutt, ein Wolfbarsch, eine Dorade oder was der Lieferant an frischem Meerfisch gebracht hat.

Bei der Auswahl der Weine wird man von Mariani gut beraten – und seine stets gute Laune machen auch einen Teil des Charmes eines Besuchs im «aRoma» aus. Da nimmt man gern mal eine kurze Wartezeit in Kauf, wenn das Lokal voll ist und alle alle Hände voll zu tun haben. Denn hier gibt es eigentlich keine Gäste, sondern nur Stammgäste.

Ristorante aRoma, Asylstrasse 110, 8032 Zürich, Tel. 044 380 22 91



Auto

Skulptur mit Batterie

Als erster Premium-Hersteller hat Jaguar ein ausgewachsenes Elektroauto auf dem Markt, das fast alles kann. *Von David Schnapp*

Das Fazit können wir gleich vorweg nehmen: Jaguar stellt das zurzeit beste Elektroauto auf dem Markt her. Allerdings: Was muss ein gutes Elektroauto eigentlich können? 2019 wird das Jahr der batteriebetriebenen Fahrzeuge, nach Jaguar kommen die deutschen Premium-Hersteller Audi (e-tron), Mercedes (EQC), Porsche (Taycan) mit reinen Elektroautos. Und von Pionier Tesla sollte endlich das Model 3 ausgeliefert werden.

Jaguar hat es als erster Hersteller im oberen Segment geschafft, einen Tesla-Konkurrenten aufzustellen. Ein Blick von aussen zeigt: Die schön skulpturierte Form ist gelungen, der I-Pace hat das gewisse Etwas, verschreckt aber keinen potenziellen Kunden. Und im Vergleich mit dem eher walfischähnlichen Model X von Tesla ist der Jaguar optisch sehr viel ansprechender und charakterstärker gestaltet.

Schon nach ein paar Sekunden auf dem Fahrersitz wird klar, was den Unterschied ausmacht. Tesla ist ein Silicon-Valley-Start-up, das ein E-Auto gebaut hat. Jetzt kommen die Strom-

fahrzeuge der Autohersteller. Und das lässt sich im Falle des Jaguar alleine an der Qualität des Innenraums, der Materialwahl, der Verarbeitung und am Bedienkonzept ablesen. Alles ist auf sehr hohem Niveau gefertigt, etwas Besseres gibt es zurzeit nicht auf dem Markt der E-Fahrzeuge. Eine Mischung aus zwei Touchscreens, der eine davon ist nahtlos in die Oberfläche der Mittelkonsole eingelassen, sowie einigen wenigen herkömmlichen Tasten geben dem Fahrer das Kommando über dieses Auto in die Hand.

Wie auf Schienen

Der I-Pace ist eine Kombination aus Limousine und SUV, die Sitzposition ist leicht erhöht, und bei Bedarf wäre der Jaguar in der Lage, problemlos im Gelände vorwärtszukommen oder kleinere Gewässer zu queren. Auf verschneiter Strasse fährt er sich wie auf Schienen. Das Fahrwerk ist hervorragend, die Geräuschdämmung so gut, dass mir erst nach rund 300 Kilometern auffällt, wie wenig ich von der Umwelt an störenden Geräuschen mitbekommen habe.

Gewöhnungsbedürftig ist die schwankende Reichweitenanzeige. Mal gibt der Bordcomputer bei 100 Prozent Ladung 407 Kilometer Reichweite an, ein anderes Mal nur 338 Kilometer. Die theoretische Reichweite bei optimalen Bedingungen beträgt 470 Kilometer. Der Bordcomputer analysiert aber die letzten 500 Kilometer und passt die Reichweitenangabe entsprechend an.

Unterwegs ins Domleschg mache ich bei der Raststätte «Heidiland» halt, eine Ladesäule von Ionity ist dort frei. Ich scanne mit dem Handy einen QR-Code, bezahle per Paypal. In 22 Minuten bekomme ich 12 kWh Strom zum Preis von 8 Franken. Zurzeit kann das Batteriesystem des I-Pace noch nicht mit der vollen Leistung von 100 kW geladen werden, das soll erst zu einem späteren Zeitpunkt möglich sein. Meine Reichweite hat sich für die Dauer eines Kaffees und von ein paar Kurzmitteilungen von 242 km auf 294 km erhöht.

Fazit: Trotz kleiner Schwächen wie die verringerte Ladekapazität ist der I-Pace für kurze und mittlere Distanzen ein grossartiges Elektroauto mit optischen Reizen und in hervorragender Qualität.

Jaguar I-Pace HSE EV400

Leistung: 400 PS / 294 kW; Batterie: 90 kWh; max. Drehmoment: 696 Nm; Reichweite (WLTP): 470 km Verbrauch (WLTP): 21,2 kWh/100 km; Beschleunigung 0–100 km: 4,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: Fr. 97 200.–



Tamaras Welt

Assistenten der Unterdrücker

Mit dem Promoten des «World Hijab Day» gibt sich eine privilegierte Bewegung alle Mühe, den wahren Kämpferinnen für Frauenrechte in den Rücken zu fallen. *Von Tamara Wernli*

Am 1. Februar wird der «World Hidschab Day» gefeiert. Er wurde von Aktivistinnen aus den USA gegründet und soll zeigen, dass die Verschleierung von muslimischen Frauen keine Unterdrückung darstellt. Die Bewegung fordert auch westliche Frauen auf, den Hidschab zu tragen, um zu erleben, wie es sich anfühlt. Unter #FreeInHidschab (frei im Kopftuch) sollen sie dann Selfies von sich in den sozialen Medien posten. Ein Hidschab ist ein islamisches Kopftuch, das Haar, Hals- und Schulterbereich bedeckt.

Seit einigen Tagen nun veröffentlichen Frauen Fotos von sich im Hidschab, viele feiern ihn als Symbol der Freiheit und der weiblichen Emanzipation. Aziza, Amerikanerin äthiopischer Abstammung, schreibt auf Twitter: «Ich trage den Hidschab, weil ich mich damit komplett fühle.» Es sei ihre eigene Wahl. Keiara aus den USA meint: «Ich habe mich nie freier gefühlt als in dem Moment, als mich meine Nachbarn zum ersten Mal mit dem Hidschab sahen.» Shakera aus Bangladesch: «Ich trage den Hidschab nur für Allah. Er lehrte mich die wahre Bedeutung von Selbstbestimmung und Emanzipation. Mein Hidschab ist das am meisten bestärkende Kleidungsstück.»

Dass diese Damen den Hidschab als Sinnbild für Freiheit sehen und sich damit wohl fühlen, ist ihre Entscheidung. Nur hat die öffentlich zur Schau getragene Verehrung etwas Befremdliches. Denn in vielen muslimischen Ländern haben Frauen nicht die freie Wahl, den Hidschab zu tragen. Viele wollen sich nicht verhüllen, sind aber dazu gezwungen. Für sie steht das Kopftuch nicht für Freiheit, sondern für Freiheitsberaubung. «Es ist das sichtbarste Symbol der Unterdrückung», sagt die iranische Journalistin Masih Alinejad. In ihrem Heimatland gilt für Mädchen ab sieben

Jahren Zwangsverschleierung. Dagegen kämpft die 42-Jährige seit vielen Jahren, ohne Anklage sass sie deswegen im Gefängnis, musste ihre Heimat verlassen, ist von ihrer Familie getrennt. «Der Hidschab ist die zentrale Art, Frauen zu kontrollieren», erklärt sie in Interviews. Im Internet gibt es zahlreiche Videos aus muslimischen Ländern, die Frauen mit offenem Haar zeigen, wie sie von Männern auf der Strasse als Schlampe beschimpft und unter Androhung von Polizeiarrest aufgefordert werden, ihr Haupt zu verhüllen.

Während sich also die einen trotz dem Risiko einer Gefängnisstrafe gegen die Zwangsverschleierung wehren, promoten die anderen, die keinen Preis für ihre freie Outfit-Wahl zu bezahlen haben, den Hidschab als «befreiend». Die Kampagne beruft sich zwar auf kulturelle Toleranz, offenbart damit aber den Hochmut einiger privilegierter westlicher Aktivistinnen, die die Welt nur in Bezug auf ihre eigene Realität beurteilen – und die schreckliche Wirklichkeit vieler anderer Frauen ausblenden. Diese dürften den «Hidschab Day» als Hohn empfinden. «Diese Frauen und Millionen andere sehen es als unglaublichen Verrat und Heuchelei des Westens [...] insbesondere von sogenannten Feministen», fasst es Yasmine Mohammed, Ex-Muslimin und Aktivistin aus Kanada, auf Twitter zusammen. Es ginge nicht darum, gegen den Hidschab zu argumentieren, sondern für die freie Kleiderwahl.

Ich sehe es genauso. Ich habe nichts dagegen, dass Frauen Hidschabs tragen. Das Kopftuch gehört zur Religionsfreiheit, und es ist verwegen, Menschen vorzuschreiben, was sie anziehen dürfen und was nicht (Ausnahme: Burka, aber das ist ein anderes Thema). Nur: Wer seine Entscheide primär aufgrund von

Religion trifft oder diese mit dem Tragen religiöser Symbole wie des Hidschabs, der Kippa, eines auffälligen Kreuzanhängers oder einer Amischen-Haube in den Vordergrund stellt, dem muss einfach bewusst sein, dass das in einer säkularen Gesellschaft Nachteile mit sich bringen kann; ein Arbeitgeber entscheidet sich vielleicht eher gegen einen Bewerber, dessen religiöse Überzeugungen zu Lasten seiner Flexibilität im Berufsalltag gehen.

Jene Frauen, die in ihrer Heimat gegen den Kopftuchzwang protestieren, gegen die Sittenpolizei und den patriarchalen Wächter – das sind die wahren Feministinnen. Und gerade sie brauchten die Unterstützung der westlichen Frauenrechtler und Netzaktivisten, denen es ja ansonsten nicht an Leidenschaft mangelt, wenn es darum geht, falsche Komplimente anzuprangern oder gegen unliebsame Gedichte ins Feld zu ziehen. Aber ihr Protest zum «World Hidschab Day» bleibt weitgehend stumm. Offenbar haben sie sich entschlossen, von der real existierenden Diskriminierung in fernen Ländern nicht gross Notiz zu nehmen.

Während bei uns viele – trotz endloser Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung – auf noch mehr Gleichberechtigung hoffen, hofft Masih Alinejad darauf, ihre Mutter im Iran irgendwann wiederzusehen. Ihr grösster Wunsch ist es, mit ihr spazieren zu gehen, die Mutter im Hidschab, Masih mit Wind im Haar – das bedeute für sie Freiheit.

Man kann den Hidschab tragen oder akzeptieren, ohne ihn zu promoten, ohne ihn zu feiern. Solange Verschleierung nicht eine freie Wahl ist, solange nicht alle Frauen dieser Welt ihr Haar zeigen, im Minirock flanieren und im Bikini am Strand liegen können, so lange ist Sensibilität angebracht und Zurückhaltung mit unsinnigen Kampagnen für ein Kleidungsstück, das vielen Menschen Leid und Schmerz bereitet. Indem wir den Hidschab zu etwas Grossartigem hochstilisieren, machen wir uns zu Assistenten von Unterdrückern.

Tamara Wernli ist Video-Bloggerin und befasst sich mit gesellschaftlichen Trends.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	
11					12						
13			14		15		16				
17					18		19				
20						21					
		22	23					24	25		
26		27					28				
29					30		31		32		33
		34	35				36		37		
38					39						
		40					41				
	42				43			44			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Handelsvertreter in eigener Sache

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Vertreter des Berylls: Die grünen sind die wichtigsten. 7 Zum Beispiel Ball, knallhart übers Hindernis gedonert. 11 „La Montanara“ singen die Fans des siegreichen. 12 Macht den Euro im Dreiländereck startklar. 13 Man kann, sagt man, sich auf sein Wort verlassen. 16 Weisses Pulver im Urin, doch nichts von Kokain. 17 Was für Finnen die Weise, ist für von Breda und Dauber ein Lied. 18 Sie fliegt und schwimmt, mag Kälte und Meer und ist ziemlich schwer. 20 Sohn von arabischen Eltern. 21 Ein Ausflug hoch zu Ross, ist auch so ein Genuss. 22 Steht noch vor von Comburg und von Sachsen. 24 Den Säuen gemässes Gefäss. 26 Sie blüht und blüht und ist nicht nur bei Spiessern sehr beliebt. 28 Sitten, ganz städtisch und mit Savoir-vivre. 29 Einer schimpft den andern Sackträger. 30 Schafkopf, und was mit der Zeit daraus wurde. 32 Es hört auch in Australien gerne mit. 34 Dorf beim gleichnamigen Pass, Segantini lässt grüssen. 36 Der deutsche Verlag ist wirklich ein Bollwerk. 38 Nein, kein Klon, eher eine Rekonstruktion. 39 Machen Tourismusunternehmen oft mit Flugzeugen. 40 Die Herzöge von Gordon und ihre eigene Rasse. 41 Damit ist er bestimmt kein Utopist mehr. 42 Von Recto ist hier nicht die Rede, ganz im Gegenteil. 43 Womit Zaubern völlig ins Umgekehrte kippt. 44 Massive Masseinheit.

Senkrecht — 1 Ruhetag bei einer monotheistischen Religion. 2 Aus dem Meer stammend, zweifellos. 3 Der einstige deutsche Verteidigungsminister erinnert an eine Aufforderung. 4 Alpiner Rasen, wo deutsche Kühe grasen. 5 Das Leben ist zu lang, so der Levy. 6 Vielleicht ist die Vertiefung ja nur eine Illusion. 7 Legt man ihn hin, kommt man bestimmt schneller voran. 8 Der Italiener – wie ihn Nanni zeigte. 9 Ein Gebiet hat meist mehrere davon. 10 Positiv gesehen: beständig, negativ: weiterhin im Krankenhaus. 11 Er rattert nur kurz durch die Luft. 14 Bohren in etwa, doch nichts von Handwerken. 15 Hölzern sind sie, klar, doch unbeholfen können sie nicht sein. 19 Ei und er ist bald gebrochen, besagte ein pessimistisches Sprichwort. 22 Paulus schrieb einen Brief an sie, wissen Bibelkundige. 23 Mediterran: kleiner Reis, grosses Gericht. 25 Da werden wir, sogar ganz ohne verlegen zu sein, ziemlich rot. 26 Es hat eine Kraft, die schier Unmögliches schafft. 27 Schuppen, doch keine haarige Sache. 28 Muntere Gesellen, die fliegenden Durchzügler. 30 Der verdammte Mist ist den Franzosen heilig. 31 Die Varietät ist eine Spielart. 33 Flüssiges wird bei ihr immer kommentarlos weitergeleitet. 35 Frühere lettische Währungseinheit. 37 Da steht man dann und fragt sich, wann man weiter kann.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 599

M	E	T	Z	G	E	T	E	B	I	K	E
H	E	S	E	H	R	E	N	M	A	K	N
A	N	T	H	R	A	Z	I	T	I	N	I
R	U	E	B	R	I	L	E	N	E	T	U
Y	R	H	E	B	E	A	N	E	N	E	A
O	P	E	R	N	I	A	N	D	E	L	D
N	E	L	L	K	E	N	G	A	E	D	A
R	A	M	E	N	Z	S	A	B	A	I	
A	S	S	U	A	N	A	U	S	R	E	S
D	I	E	B	S	T	A	H	L	A	N	N
R	E	N	O								
A	N	T	E	N	E	N	X	A	R	S	E

Waagrecht — 1 METZGETE 8 BIKE 11 BES 12 EHRENMANN 14 ANTHRACIT 15 INULA (bot. Name für Alant) 17 RUE (Doppelmord in der Rue Morgue, Erzählung von E.A. Poe) 18 BRILLENETUI 19 RUEBE 21 NENA (ihr Hit: „99 Luftballons“) 22 OPERN 24 HANDEL 27 NELL 28 KENGA 29 EDAM 32 AMENZ (vorübergehende Verwirrtheit) 34 SABA (Königreich im Altertum) 36 ASSUAN 38 AUSREISE 41 DIEBSTAHL 42 ANNAN 43 REN (gehört zur Familie der Hirsche, einzige domestizierte Art) 44 LEID 45 OLE (span. Ausruf, skand. Vorname) 46 ANTENEN 47 ARSEN

Senkrecht — 1 MENU 2 ESTEREL 3 ZERBEN 4 (al-)GHARB 5 ERZIEHEN 6 TEIL (der oder das) 7 ENTLANG 8 BAIN (-Marie) 9 INNENLEBEN 10 KNUTE 11 BARYON (Elementarteilchen) 13 BAIA (port. f. Meerbusen, Bucht) 16 LUNDA (-Schwelle, Erhebung im Norden von Angola und Westen von Sambia) 20 URLAUB 23 PERSIEN (Name zur Zeit des Schahs Reza Pahlavi, der heutige Iran heisst wörtlich „Land der Arier“) 25 ANZAHL 26 DASS 28 KENT 30 DAINOS 31 MIENEN 33 MASON 35 ARADA (türk. f. dazwischen) 36 ADRA (kurz f. Adventistische Entwicklungs- und Katastrophenhilfe) 37 SENT 39 ULEX (bot. Name für Stechginster) 40 SALE

Lösungswort — THERAPEUTIN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



WINTERSAISON BIS 01.05.2019

Die ZEGG Hotels bieten ein konkurrenzloses 360° Wintererlebnis. Am Start zum Skitag bringt Sie der ZEGG Shuttle Bus in 2 Minuten direkt bis zum Einstieg der Doppelstockbahn. Dank der einmaligen Lage an der Talabfahrt können Sie mit den Ski direkt bis zum Hotel fahren. Die Silvretta Skiarena Samnaun/Ischgl ist mit 238 Pistenkilometern das grösste zusammenhängende Skigebiet in Graubünden. Das Bergbahnticket wird in Ruhe an der Hotelreception gelöst und wer zu Hause noch etwas vergessen hat, ist bei den ZEGG Stores doppelt gut bedient: Eine breite Auswahl an Premium-Sportmarken und tiefere Preise dank dem Zollfreigebiet Samnaun. Der hoteleigene Skiservice und die Skischule der ZEGG Hotels & Stores geben den letzten Schliff für den perfekten Start in den Schnee. Herzlich Willkommen :)



09.02. - 16.02.2019
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!

★★★★ SUPERIOR
CHASA MONTANA
HOTEL & SPA



WINTER DELUXE: Freundlichkeit wird im Chasa Montana gross geschrieben und die Gäste haben es geschätzt. Das Chasa Montana Hotel & Spa steht im „Gastfreundlichkeits-Score“ ganz oben und wurde im Jahre 2017 von Schweiz Tourismus zum freundlichsten Ferienhotel der Schweiz gewählt. Traditioneller Engadiner Stil spiegelt sich in den Details wider und gibt dem Hotel seine charmante Note. Drei À-la-carte Restaurants verwöhnen mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.000 verschiedenen Weinen. Der 1.500 m2 große Montana-SPA mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Spa Saunabereich reserviert.

**SILBERSCHNEEWOCHEN
IM JANUAR**

- 4 Nächte mit Halbpension
- 3-Tages-Skipass
- 1 Flasche Chasa Montana Pink Sparkling
- 1 romantisches Kräuterbad für Zwei
- 1 Spa Gutschein im Wert von CHF 25.-

**ab CHF 782.- statt 1093.-
pro Person im DZ**
zwischen 05.01. und 26.01.2019

**SCHNEEKRYSTALLWOCHE
IM FEBRUAR**

- 4 Nächte mit Halbpension
- 3-Tages-Skipass
- 1 Spa Gutschein im Wert von CHF 25.-

**ab CHF 807.- statt 1022.-
pro Person im DZ**
zwischen 09.02. und 16.02.2019



★★★★
CHALET SILVRETTA
HOTEL & SPA



PURE ALPINE SWISSNESS: Das Chalet Silvretta Hotel & Spa liegt mitten im Herzen von Samnaun (1'850 m ü. d. M.). Im grosszügigen Silvretta-SPA kann man sich nach einem erlebnisreichen Tag in den Bergen bestens entspannen. Im Restaurant geniessen Feinschmecker eine vielfältige Küche oder lassen sich mit Engadiner Spezialitäten in der traditionell eingerichteten Bündner Stube überraschen. Gäste des Chalet Silvretta Hotel & Spa profitieren von allen VIP-Leistungen der Zollfrei-Geschäfte von ZEGG und der Möglichkeit eines Dine Around zwischen den ZEGG Spezialitätenrestaurants.



★★★
APPARTHOTEL nevada
GARNIHOTEL

FAMILIENFERIEN: Treten Sie ein ins Apparthotel Garni Nevada und geniessen Sie heimelige und ruhige Appart-Studio mitten im Schweizer Bergdorf Samnaun. Unser Haus liegt im Engadin, in Samnaun Dorf und direkt an der Skipiste, welche bis Saisonende befahrbar ist. Dank der wunderbar zentralen Lage unseres Apparthotels und der Zusammengehörigkeit mit den ZEGG Hotels Chasa Montana Hotel & Spa sowie Silvretta Hotel & Spa geniessen Sie ausserordentlich preiswerte Ferien mit Top-Leistungen rundherum.

**SILBERSCHNEEWOCHEN
IM JANUAR**

- 4 Nächte mit Frühstück
- 3-Tages-Skipass

**ab CHF 482.- statt 693.-
pro Person im DZ**
zwischen 05.01. und 26.01.2019

INFOS & RESERVATION

T: +41 81 861 90 00 Email: info@zegghotels.ch

Chasa Montana Hotel & Spa****s - T: +41 81 861 90 00 - info@hotelchasamontana.ch
ZEGG Hotels AG, Dorfstrasse 30, CH-7563 Samnaun - www.hotelchasamontana.ch
Chalet Silvretta Hotel & Spa**** - T: +41 81 861 91 00 - info@hotel-silvretta.ch
Hotel Silvretta Samnaun AG, Dorfstrasse 17, CH 7563 Samnaun - www.hotel-silvretta.ch
Apparthotel Garni Nevada*** - T: +41 81 861 95 00 info@hotelnevada.ch
Hotel Nevada Samnaun AG, Dorfstrasse 23, CH 7563 Samnaun - www.hotelnevada.ch

